

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
der Technischen Universität Graz

II

73570

haus für studenten

UB-TU GRAZ



+F9834205

H a u s f ü r S t u d e n t e n
Diplomarbeit

vorgelegt von

Marta Deutsch

Unter Betreuung von

Univ.-Doz. Dipl.-Ing. Dr.techn. Holger NEUWIRTH



Graz, im SS 1989

Handwritten text, possibly a title or description, located at the top left of the page.

73.570

Universitätsbibliothek
der Technischen Universität Graz

1989-06-30

89 P 4542

Inhaltsverzeichnis

Zur Wahl des Themas	7
Zu studentischen Wohnungsformen	8
Zur Grazer Situation	18
Studentenheim Schubertstraße	20
Studentenheim Hafnerriegel	21
Studentenheim Schonbrunngrasse	22
Studentenheim Liebiggasse	24
Studentenheim Münzgrabenstraße	26
Abschließende Feststellungen	31
Internationale Beispiele	34
1) Le Corbusier	35
2) Le Corbusier	36
3) Lucien Kroll	38
4) University of Alberta	50
5) Aachen	53
Das Projekt	59
I) Der Bauplatz	59
II) Die Außenanlagen	60
III) Das Gebäude	62

DAS LEBEN DER ERWACHSENEN HATTE MICH EINGEFANGEN... DAS LEBEN NACH ZIELEN, NACH ZAHLEN, DAS LEBEN DER ORDNUNG UND DER ÄMTER, DES BERUFS UND DER PRÜFUNGEN; BALD WÜRDE AUCH MIR DIE STUNDE SCHLAGEN, BALD WÜRDE AUCH ICH STUDENT, KANDIDAT, GEISTLICHER, PROFESSOR SEIN, WÜRDE BESUCHE MIT EINEM ZYLINDERHUT MACHEN, LEDERNE HANDSCHUHE DAZU TRAGEN, DIE KINDER NICHT MEHR VERSTEHEN, SIE VIELLEICHT BENEIDEN, UND ICH WOLLTE JA DOCH IN MEINEM HERZEN DIES ALLES NICHT, ICH WOLLTE NICHT FORT AUS MEINER WELT, WO ES SO GUT UND KÖSTLICH WAR.

HERMANN HESSE "KINDHEIT DES ZAUBERERS"

TEACH YOUR CHILDREN WELL...
AND FEED THEM ON YOUR DREAMS
THE ONE THEY PICKS
THE ONE YOU'LL KNOW BY

...

AND YOU, OF TENDER YEARS
CAN'T KNOW THE FEARS
THAT YOUR ELDERS GREW BY
AND SO PLEASE HELP THEM WITH YOUR YOUTH
THEY SEEK THE TRUTH
BEFORE THEY CAN DIE.
(CAN YOU HEAR AND DO YOU CARE
AND CAN'T YOU SEE WE MUST BE FREE
TO TEACH YOUR CHILDREN WHAT YOU BELIEVE IN
MAKE A WORLD THAT WE CAN BELIEVE IN.)
TEACH YOUR PARENTS WELL...

GRAHAM NASH

Zur Wahl des Themas

Nach genauer Reflektierung über die Wohnverhältnisse und Möglichkeiten der Studenten in Graz, bin ich zu folgender Ansicht gekommen:

- 1) Es mangelt in Graz generell an Wohngelegenheiten für Studenten.
- 2) Die vorhandenen Studentenheime erfüllen oft nicht einmal die grundlegendsten Anforderungen, die ein junger Mensch an das Wohnen stellt. (Arbeiten, sich erholen, sich zurückziehen, Freunde empfangen, sich entfalten können, ...)

Die angebotenen studentischen Wohnformen sind durchaus verbesserungswürdig. Da die Stadt Graz ohnehin noch Wohnungen für Studenten vertragen könnte, habe ich mich entschlossen, mich im Zuge meiner Diplomarbeit mit Studentenheimen zu befassen und einen konkreten Vorschlag in Form eines Entwurfs zu bringen.

Zu studentischen Wohnungsformen

Im Zuge einer immer positiveren Einstellung unserer Gesellschaft zur Bildung und den damit verbundenen ständig wachsenden Studentenzahlen wurde in den letzten Jahrzehnten das Problem der Unterkünfte für Studenten immer akuter. Das Privileg, Student zu sein, besteht in unserer Gesellschaft schon lange nicht mehr. Das Studium ist zum "Beruf" geworden, mit teils starken Zwängen und harter Arbeit, die der Arbeit eines normal entlohnten, berufstätigen Bürgers keinesfalls nachsteht. Insofern ist der Student zum "Normalbürger" geworden. Allerdings mit zwei Nachteilen: seine Arbeit wird während der Studiendauer gar nicht oder nur schwach entlohnt, und er muß diese dort verrichten, wo er auch wohnt, lebt, sich entspannt. Durch diese zwei Fakten wird er in der Wohnungssuche stark eingeengt, da er, kurz gesagt, große Räume um einen geringen Preis brauchen würde.

Weitere Schwierigkeiten kommen noch hinzu, wenn die Studenten verheiratet sind und Kinder haben, oder wenn sie ausge-rechnet Musik studieren und "Lärm" verursachen.

Nachfolgend werden die bestehenden Wohnformen der Studenten charakterisiert:

1) Das Zimmer oder die Wohnung in Untermiete - siehe auch die Abhandlung der derzeitigen Grazer Situation!

2) Die private Wohnung oder die eigene Mietwohnung.

Diesen Fall betrachte ich als Sonderfall, da es sich die wenigsten Familien leisten können, für ihre studierenden Kinder eigene Wohnungen zu kaufen. Ein anderer Sonderfall wäre noch die Situation, in der Studierende und Eltern noch die gleiche Wohnung bewohnen. Auf diese Fälle möchte ich nicht genauer eingehen.

3) Das normale Wohnhaus, reserviert für Studentengruppen, Studentenpaare, eventuell auch mit Kind.

Vorteile: man kann seine Lebensform frei bestimmen, die Wohnung bzw. das Zimmer nach eigenem Belieben gestalten und nützen, man kann seinen Geschmack schulen und entfalten. Gruppenarbeit und Gemeinschaft sind möglich, wobei der Anteil der Privat- und Gemeinschaftsbereiche von der Gruppe selbst bestimmt werden kann.

Bei freistehenden Häusern haben Studenten Anteil am Wohnumfeld (Garten, Hof, etc.), was die Qualität des Wohnens entscheidend verbessert.

Konflikte durch verschiedene Lebensgewohnheiten werden kaum ausgelöst.

Leider ist diese Form des Zusammenlebens kaum durchführbar, da die Studenten verbreitet als "unsolide" Mieter angesehen werden, denen man keine Häuser anvertraute. Außerdem ist der Verwaltungsaufwand bei oft wechselnden Mietern relativ hoch.

4) Das Studentenheim

Darunter wird ein Haus für Studenten verstanden, mit spezieller Heimleitung, mit individuellem Zimmer als Privatbereich und mit bestimmten Gemeinschaftseinrichtungen für alle Bewohner.

Die häufigsten Erscheinungsformen der Studentenheime sind folgende:

a) Das Heim mit Einzelzimmer nur für Studenten oder nur für Studentinnen. Obwohl diese Wohnform in unserer Gesellschaftsordnung nicht mehr aktuell ist und einen Eingriff in die Mündigkeit der Studenten darstellt, trifft man solche Heime noch an.

Der ohnehin alleinstehende Student kann durch solche Lebensumstände noch mehr isoliert und vom Gemeinschaftsleben getrennt werden.

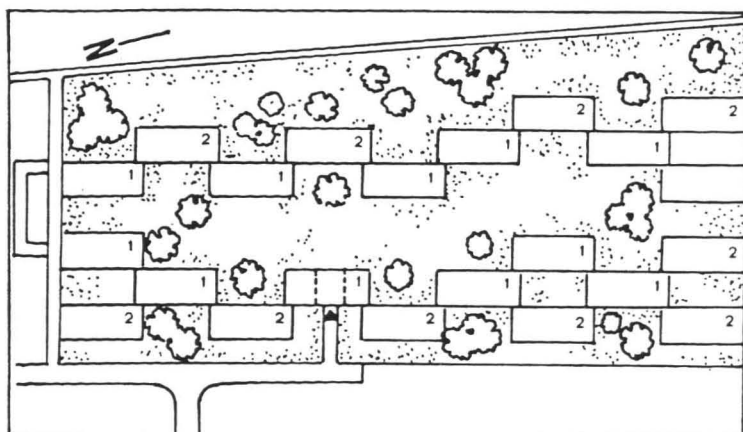
b) Die heute gängigere Form ist das Heim für Studenten und Studentinnen, wobei man hier Unterschiede in der Anordnung der einzelnen Zimmer findet.

Leider ist die Form sehr verbreitet, bei der die Zimmer entlang eines Ganges angeordnet werden, jedes ist gleich wie das andere, ohne irgendwelche Ansätze, die die Identifikation des Einzelnen ermöglichen würden. Die Vorräume und Gangbereiche sind meistens knapp bemessen, pro Geschöß befindet sich eine kleine Teeküche. Erdgeschoß und Teile des Untergeschoßes sind den Gemeinschaftsräumen vorbehalten. Diese Art des Studentenheims ermöglicht eine große Bewohnerzahl, schafft aber auch mit der lieblosen Aneinanderreihung und Stapelung der Zimmer und ihrer Insassen eine große Anonymität, der Einzelne verliert sich in der Masse. Es kommt sogar in Extremfällen dazu (Bericht eines Beteiligten), daß man seine Nachbarn links und rechts vom Zimmer nicht mehr kennt!

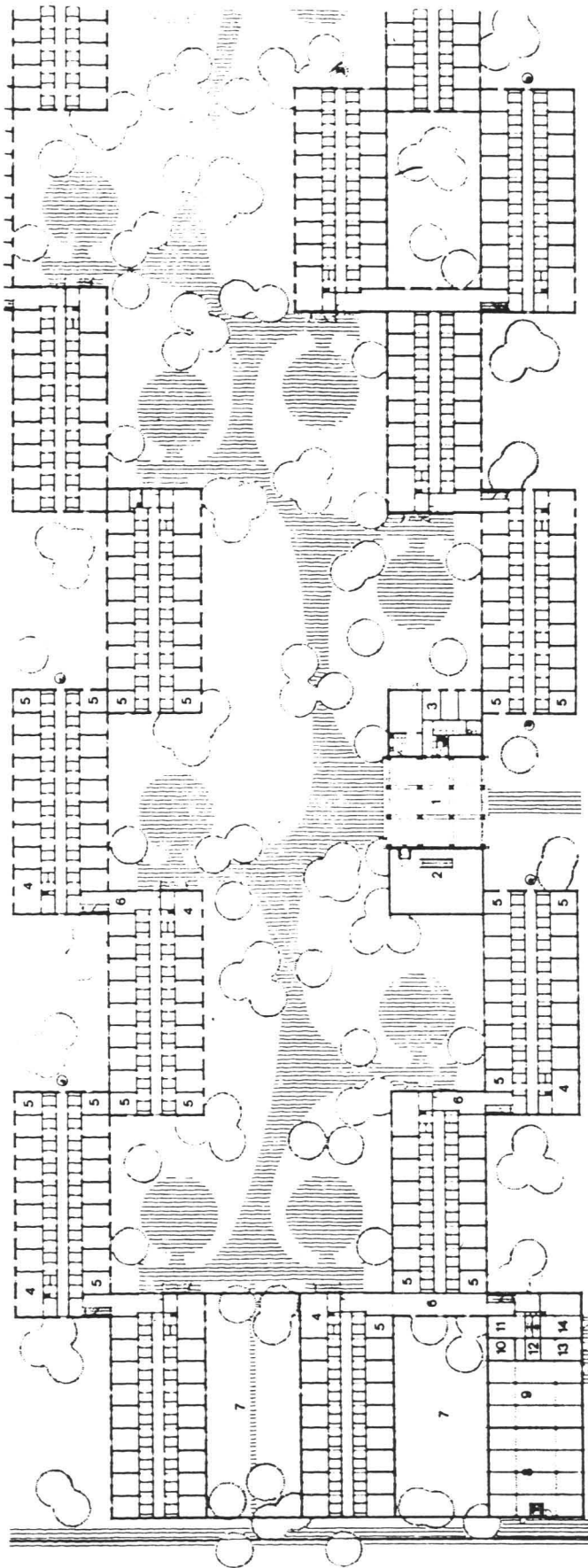
Beispiele

Lundtofte, DK

Daten 527 Einzelzimmer.
Architekt Eva und Nils Koppel.



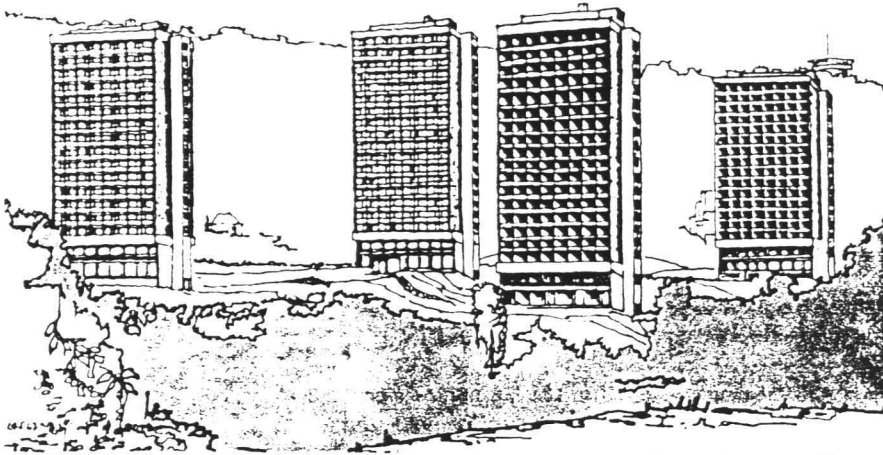
Grundrissausschnitt 1:1000



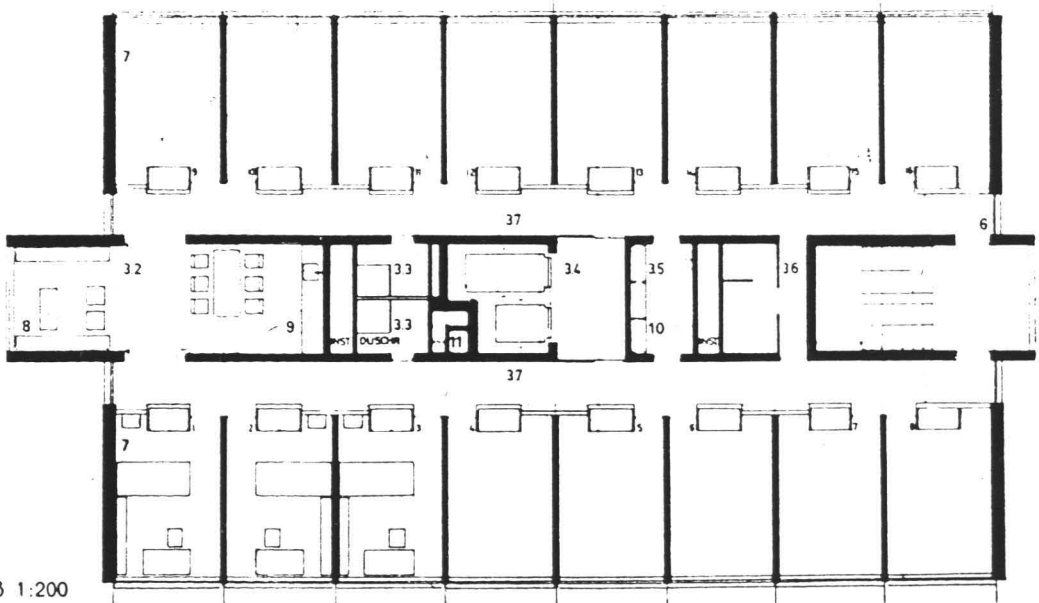
Grundrissausschnitt

- 1 Eingangshalle
- 2 Anmeldung
- 3 Hausmeister
- 4 Küche
- 5 Studentenzimmer
- 6 Verbindungsgang
- 7 Innenhof
- 8 Laden
- 9 Lager
- 10 Büro
- 11 Speiseraum
- 12 Spirituosen
- 13 Geräte
- 14 Abfälle

Aachen, Am Lousberg



Perspektive von Westen



Normalgeschoß 1:200

Eine andere Tendenz geht dorthin, die Privatzimmer gruppenweise um einen Gemeinschaftsbereich, der meistens Koch- und Eßgelegenheit enthält, anzuordnen. Dieses Prinzip ist sehr positiv zu bewerten, da der Mensch von vornherein neigt, Gruppen zu bilden und sich dort wohlzufühlen. Für Studenten, die das elterliche Haus verlassen, könnte so eine Situation der erste Schritt dazu sein, in eine neue Gemeinschaft hineinzuwachsen (Sozialisation). Falls diese Gruppierungen mit geringer Zimmeranzahl durchgeführt werden, ähnelt diese Art des Wohnens einer "normalen Wohnsituation" mit Einzelzimmer für die Privatsphäre und "Wohnzimmer" für die Geselligkeit. Daß in solchen Heimen auch noch zusätzliche Gemeinschaftseinrichtungen vorgesehen sind, z.B. Tischtennisraum, Fernsehraum, großer Gemeinschaftsraum, ist ebenfalls zu begrüßen.

5) Das Studentendorf

Darunter versteht man die Erweiterung des einzelnen Studentenheimes zu einer Siedlung; der Vorteil einer solchen Siedlung mag darin liegen, daß man dadurch auch die Außenbereiche zwischen den Bauten mitbenützen kann, allerdings schafft man durch solche großflächige Anlagen eine gewisse Gettosituation. Die Gefahr besteht darin, daß sich die Studenten gegenüber der restlichen Bevölkerung isolieren; deshalb sind solche Riesen-Studenten-Ansammlungen nicht wünschenswert.

- 6) Das angelsächsische College - eine Sonderform des Studentenheimes, in enger Verbindung mit Lehreinrichtungen. Vor- und Nachteile dieser Wohnform sind für einen Außenstehenden schwer abzuwägen.

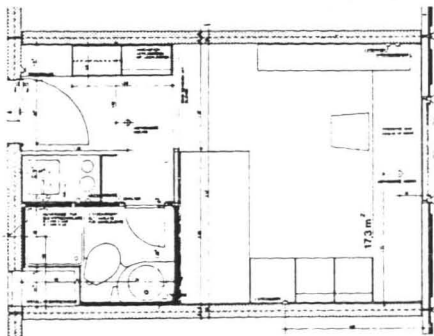
Ich habe hiermit versucht, die wichtigsten mir bekannten Wohnformen der Studenten aufzuzählen und sie zu charakterisieren. Als nächstes möchte ich das Studentenzimmer und die Gemeinschaftsräume eines Studentenheimes behandeln.

1) D a s Z i m m e r

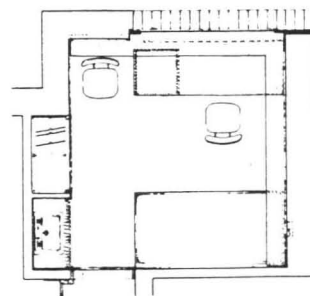
"... Die Wände seiner Bude mögen dünn, müssen aber gut isoliert sein. Eine gewisse spartanische Kargheit der Einrichtung mag ihm das Temporäre seines Aufenthaltes bewußt halten. Das Heim hat wesentlich Durchgangscharakter, die Ausstattung muß darum sehr solide und möglichs verwandlungsfähig sein. ... Eine Stufe kann im Einzelzimmer Arbeits- und Besuchssphäre trennen oder auch die Arbeits-sphäre und jene des Essens, Schlafens, Aus- und Ankleidens, usw. Sichtbare Dachschräge verstärkt den Eindruck der "Bude". Da der Student seine "Bude" mit einem zeitlichen und sachlichen Ziel bewohnt, kann sie räumlich begrenzt sein, 10 bis 12 m² genügen."

Auszug aus einer Abhandlung über Studentenheime, Architektur Wettbewerbe, Sonderheft "Studentenheime", 1960.

Einzelzimmer 1:100



17,3 m²!



Zimmergrundriß 1:100

9,4 m²!

Wie schon vorher kurz erwähnt, muß ein Studentenzimmer den verschiedensten Funktionen Genüge tragen. Da Wohnung und Arbeitsplatz identisch sind, wird das Zimmer fast nie geräumt, man arbeitet, ißt, bastelt, empfängt Besuch, man schläft, man entspannt sich, kurz man lebt hauptsächlich in diesem Raum, der ständig unterdimensioniert ist!

Wenn man das Beispiel mit 17,3 m² näher betrachtet, kommt man auf folgendes drauf:

- Wenn man in der Kochnische steht, ist man ständig in Gefahr, mit der Tür angerempelt zu werden.
- Wenn man Besuch empfängt, kann man ihm keinen zweiten Stuhl anbieten.
- Man hat zu wenig Stauraum.
- Man hat zu wenig Platz zum Arbeiten, wenn man etwas studiert, das mit Plänezeichnen oder Modellbau verbunden ist.
- Man hat fast keine freie, nach Belieben gestaltbare Wandfläche.
- Die Möblierung ist genau vorgegeben, viele Möglichkeiten für Änderungen hätte man ja ohnehin nicht, weil es an Platz dafür mangelt!

Man sieht also, daß sogar 17 m² den vielfältigen Anforderungen eines studentischen Lebens nicht genügen, falls dem Benützer auch eine eigene Naßzelle angeboten wird. (Dieses sollte aber eine Voraussetzung sein!)

Wie sollte man dann mit 10-12 m² auskommen? Wenn es an Platz mangelt, helfen auch solche Rezepte nichts, wie "Zimmer durch eine Stufe in Arbeits- und Besuchssphäre trennen", oder "eine Dachschräge einbauen".

Außerdem halte ich auch den Vorschlag, die Zimmerausstattung möglichst karg zu halten, für verfehlt, schließlich sind 5 - 8 Jahre im Leben eines Menschen kein unbedingt sehr kurzer Durchgang. Die Dauer eines Studiums ist eine lange und sehr wichtige Zeit, unter anderem in der Persönlichkeitsentwicklung eines Jugendlichen. Man lernt Selbständigkeit, Verantwortung zu tragen, man sucht seinen späteren Lebensweg als erwachsener Mensch, man lernt, Entscheidungen zu treffen... Man sollte diesen Lebensabschnitt auf keinen Fall auf eine schnell vorübergehende Durchgangssituation reduzieren. Man sollte dem Jugendlichen vielmehr eine Umgebung bieten, wo er sich entfalten und wohlfühlen kann. Und schließlich: wenn man sich rundum wohl fühlt, wirkt sich dieser Zustand auch auf den Lernerfolg positiv aus!

2) D i e G e m e i n s c h a f t s r ä u m e

Nach Gesprächen mit einigen Heiminsassen habe ich den Eindruck gewonnen, daß kleinere Gemeinschaftsräume eher angenommen werden, als die großen Säle. Diese werden bedingt genützt, und zwar im Falle von organisierten Diskussionsrunden, Veranstaltungen, Festivitäten, usw. Der Grund für die teilweise Ablehnung mag vielleicht in der Lage dieser Säle liegen. Sie sind im EG angeordnet, wo keine Studentenzimmer sind. Es ist naheliegend, daß man nicht gern runtergeht, wenn man z.B. im 5. Stock wohnt, um nachzuschauen, ob man dort im Saal jemanden spontan treffen könnte. Spontanes Zusammentreffen passiert in den Teeküchen der jeweiligen Geschoße oder in den Foyers, in den erweiterten Verkehrsbereichen. (Siehe Schönbrunnheim, Foyer im EG!) Deshalb sollte man bestrebt sein, diese Bereiche nicht allzusehr zu minimieren!

Gemeinschaftseinrichtungen wie Tischtennisraum, Billardraum, Musikraum mit Klavier, Waschraum, sind sehr zu begrüßen. Auch Dachterrassen werden gern angenommen, da die Studentenheime selten Balkone haben. Generell kann man sagen, daß Gemeinschaftseinrichtungen gern angenommen werden, sie dürfen nicht zu abgelegen sein oder eine zu kühle und unpersönliche Atmosphäre vermitteln. In solchen Fällen ergeben sich andere spontane Treffpunkte, denn die Studenten suchen und brauchen die Gesellschaft ihresgleichen.

Zur Grazer Situation

In der Stadt Graz herrscht eine akute Wohnungsnot, nicht zuletzt wegen der großen Studentenzahl, die hier unterkommen muß. In der Stadt sind zwar etliche Heime anzufinden, aber sie scheinen den Bedarf an Zimmern nicht zu decken. Wenn man aus irgendeinem Grund nicht in einem Studentenheim wohnen will oder kann, muß man sehr viel Geld und Nerven investieren, um zu einem Privatzimmer zu kommen.

Der private Wohnungsmarkt sieht für einen Studenten folgendermaßen aus:

- Grundsätzlich ist es ein Nachteil, wenn man zugibt, man sei Student. Der Großteil der Vermieter vertraut seine Zimmer oder Wohnungen keinen Studenten an, denn sie gelten als unsolide, zerstörerische Mieter.

Die Wohnungen, die man schließlich doch haben kann, sind oft in einem sehr schlechten Zustand, oder an merkwürdige Forderungen gebunden:

"Man wünscht Ruhe, darum nur mit Filzpatschen herumgehen; dafür spielt die Tochter des Hauses Geige!"

"Man darf keinen Kühlschrank haben!"

"Keine Besuche ab 20.00 uhr!"

"Keine Möbel wegrücken, keine Wände antasten!"

"Kein Bad in der Nähe, dafür werden auch Ausländer genommen!"

Eine andere Schwierigkeit ist der hohe Preis, den man für die Zimmer oder Wohnungen verlangt,

z.B. Einzelzimmer S 2.500.- (oft sogar exklusive Heizung)
Garconnieren S 3.000.- bis 4.500.-, ebenfalls exkl. Heizung;
2-Zimmer-Wohnungen: die meisten zwischen 5.000.- bis 6.000.- S, oft ohne Heizung, ohne Betriebskosten;
Billigste von mir aufgetriebene 4-Zi-Wohnung (in der es

sich auch wohnen läßt): 10.000.- S inkl. Heizung, Betriebskosten!

Die Studenten haben selten die finanziellen Mittel, sich solche Wohnungen zu leisten, schon gar nicht in den Fällen, in denen zu diesen Zahlungen auch hohe Ablösen dazukommen. (z.B. 100.000.- S für großen Einbaukasten!)

Die Lage der Wohnungen stellt auch ein großes Problem dar, denn sie sollten sich in einer möglichst vernünftigen Entfernung zur Uni oder TU befinden.

Besonders große Schwierigkeiten haben Studentenpaare mit Kind und Musikstudenten, denn hier kommen zum ungunstigen Status "Student" auch noch lärmende Kinder und Musikinstrumente hinzu. Dabei möchte ich feststellen, daß sich für diese Gruppen die alternative "Heim" auch seltener anbietet, da ein großer Teil der Studentenheime keine Einrichtungen für Studentenfamilien oder keine Musikzimmer hat. Architektur-Studenten, die für ihre Arbeit viel Platz brauchen, sind in ihrer Zimmersuche durch ihr Studium ebenfalls eingeengt, aber sie erfahren nicht die gleiche Abneigung von der Gesellschaft wie sie den kleinen Kindern oft zuteil wird (Zitat: "Dieses Haus hier war recht angenehm, keine kleinen Kinder, keine Hunde in der Nähe",...).

Aber zurück zur Wohnungslage: in Betracht der großen Wohnungsnot ist es natürlich umso ärgerlicher, daß in Graz zahlreiche Altbauten leer stehen und die Besitzer sich weigern, sie zu vermieten. Indirekt treiben diese leerstehenden Wohnungen die Preise der anderen in die Höhe.

Die nachfolgenden Beispiele mögen die gegenwärtigen Verhältnisse auf dem Grazer Studentenheim-Sektor verdeutlichen:

1) Studentenheim Schubertstraße

Heimträger: Österr. Studentenförderungsstiftung

Das Heim bietet 124 Studenten in 57 Einbettzimmern und 39 Zweibettzimmern Platz.

Die Lage zur Uni ist ausgezeichnet, ca. 100 m bis zum Hauptgebäude; zur TU und Musikhochschule hin ebenfalls gute Lage (ca. 10 - 15 Gehminuten).

Über einem Erdgeschoß mit Mensa und Verwaltungsteil (ÖH-Graz) wurden 2 sechseckige Bauten errichtet (4-geschoßig). Mensa und Studentenheim haben separate Eingänge, die Stockwerke der 2 "Türme" werden durch außenliegende, verglaste Treppen erschlossen.

Pro Stockwerk werden jeweils 15 Zimmer um einen gemeinsamen Naßzellen- und Küchenblock gruppiert; zwei nischenartige Gangerweiterungen dienen als Gemeinschafts- und Kommunikationsbereich. Man merkt eindeutig den Trend, die Zimmer eines Stockwerks als Gruppe aufzufassen und anzuordnen; diese Grundrißform ist durchaus sympatischer als die Anordnungen an endlosen Gängen. Ob man eine Gruppe von 15 Zimmer auf eine Küche schon als zu groß auffaßt oder nicht, ist eine Ansichtssache; wahrscheinlich haltet sich diese Zahl noch im oberen Grenzbereich, einige gefragte Studenten meinten, die Stockwerksgemeinschaft sei ihnen noch nicht zu groß. (Ich würde eher zu kleineren Gruppen neigen!).

Leider enthalten die Zimmer keine eigenen Sanitärbereiche, meiner Meinung nach gehört die eigene Naßzelle zu den Grundbedürfnissen des Menschen. (Die einzige Ausnahme bildet das Zusammenleben mit der eigenen Familie, wo auch mehrere Leute den gleichen Sanitärbereich benützen). Außerdem können Sanitärblock und Küche nicht natürlich entlüftet werden; da sie in der Mitte des Sechsecks liegen; das ist ein großer Nachteil.

Als Gemeinschaftsräume sind im Keller ein Tischtennisraum, ein Gruppenraum, Fernsehraum, Musikzimmer und Waschraum

vorgesehen. Im 1. Obergeschoß befindet sich jeweils eine Wohnung (wahrscheinlich 2 Zimmer), ein äußerst guter Gedanke! Den Eingangsbereich im EG habe ich als sehr klein, düster und unfreundlich empfunden; er enthält lediglich eine Portiersloge und eine Telephonische und bietet keinesfalls einen freundlichen Empfang.

Den Grundgedanken dieses Heims, die Zimmer zu gruppieren und dadurch die Studenten zu mehr Gemeinschaft anzuregen, finde ich gut. Der zentrale Grundriß ist von außen ebenfalls leicht ablesbar.

Die Größe des Studentenheims empfinde ich auch als noch vertretbar, vor allem wirkt sich die Zweiteilung des Komplexes sehr positiv auf die Größe aus.

2) Hafnerriegel

Heimträger: Österr. Studentenförderungsstiftung

Das Heim bietet 378 Studenten (männlich und weiblich) Platz. Lage zur TU ist gut; ca. 10 min. zu Fuß.

Lage zur Uni: eher schlecht, große Entfernung zu Fuß, Verbindung mittels öffentlichem Verkehrsmittel ist kompliziert.

Studentenhochhaus.

Diesem Heim liegt ebenfalls das Prinzip zugrunde, die Zimmer in Gruppen zusammenzufassen. Die Einheiten bestehen entweder aus 3 Zweibettzimmer oder aus 5 Einzelzimmer, jeweils mit Küche-Eßgelegenheit und Sanitärzellen. Der Wille zur Gruppenbildung und Zusammenfassung der Zimmer zu einer Art "Wohnung" ist hier stärker ablesbar, als im Schubertheim.

Diese Einheiten sind rund um ein zentrales Stiegenhaus angelegt, und zwar viertelgeschoßig versetzt. Stiegenhaus und sonstige Verkehrsbereiche sind sehr knapp bemessen, düster und

unfreundlich. Das Treppenhaus hat kein natürliches Licht und wirkt sehr bedrückend. Eingangsbereich und Gemeinschaftssaal wirken auch nicht einladender. Die Wände der Verkehrsbereiche scheinen von Studenten selbst bemalt worden zu sein. Diese Idee ist für sich nicht schlecht, allerdings hätte man beachten sollen, daß in einem ohnehin schon düsteren Raum Farben wie grün und blau (dunkel) noch bedrückender wirken.

Positiv zu bewerten ist die Dachterrasse; sie wird von Studenten im Frühjahr und Sommer gern angenommen. Andere Gemeinschaftsräume: Fernsehraum, Tischtennisraum, Sauna, Musikraum, Waschraum, vor kurzem eingerichteter Zeichensaal.

Vorherrschender Eindruck vom Heim: Das Gebäude ist zu groß, es dient zur Aufnahme zu vieler Studenten und die Architektur schafft es nicht, dieser Studentenmasse eine wohnliche Atmosphäre zu bieten.

3) Studentenheim Schönbrunnngasse 7 - 11

Heimträger: Akademikerhilfe, 1080 Wien

228 Betten, davon 112 Einbettzimmer und 58 Zweibettzimmer.

Lage: in unmittelbarer Nähe des Ruhegebietes Hilmteich - Leechwald; die Entfernung zur Uni ist angenehm, ca. 1 km; große Entfernung zur TU; die TU und die Musikhochschule sind mit öffentlichem Verkehrsmittel leicht erreichbar, da das Heim an der Straßenbahnhaltestelle liegt.

Das Heim ist in drei annähernd kubische, 5-geschoßige Baukörper unterteilt, die im Erdgeschoß untereinander verbunden sind. Durch diese Unterteilung sticht die Größe des Baus nicht so unangenehm ins Auge und er paßt sich gut in die vorgegebene Baustruktur ein (vorwiegend Einfamilienhäuser, alte Villen, mit großzügigen Außenbereichen).

Die Aufteilung der drei Trakte in zwei Wohntrakte für Studentinnen und einen Wohntrakt für Studenten erscheint mir etwas willkürlich und überkommen; durch diese vorgegebene Trennung der Geschlechter werden erwachsene Menschen bevormundet und ihr Recht auf Selbstbestimmung genommen.

Über das Innenleben des Heimes:

Im EG befinden sich die Gemeinschaftsräume: kleiner Fernsehraum, großer Gemeinschaftsraum, durch Faltwände in mehrere kleine Gemeinschaftsräume unterteilbar, großer Fest-saal und Turnsaal. Das Foyer im EG ist großzügig gestaltet, ebenfalls mit Sitzgelegenheiten. Nach meinen Beobachtungen wird dieser Bereich als Kommunikationsbereich eher angenommen als die dafür vorgesehenen recht kühlen und unfreundlichen Räume. (Spontanes Zusammentreffen erfolgt nunmehr am Gang, auf der Stiege, im Verkehrsbereich!).

1 - 5. OG sind die eigentlichen Wohngeschoße: in Geschoßmitte erstreckt sich der Gang mit dem Stiegenhaus und einer offenen Teeküche, links und rechts davon liegen die Zimmer (ca. 12 m²), und zwar 12 pro Geschoß (jeweils mit eigenen Sanitäreinrichtungen, was durchaus positiv zu bewerten ist!)

Durch den offenen Grundriß des Stiegenhauses und der Küche gewinnt der öffentliche Bereich des Wohngeschoßes sehr an Großzügigkeit und Freundlichkeit, allerdings auf Kosten des Lärmschutzes. Ein ungestörtes Lernen ist in den Zimmern leider unmöglich, wenn sich ein paar Studenten in der Küche unterhalten. Dadurch wird eine Hauptanforderung an das studentische Leben nicht erfüllt, und zwar das ungestörte, konzentrierte Arbeiten!

Die Größe der Zimmer ist minimal, es ließe sich darin für manche Studentengruppen lernen (wenn der Lärmschutz genügen würde), aber nicht leben und sich entfalten! Andere Studentengruppen, die für ihr Studium Platz brauchen (z.B.

Architekten), sind benachteiligt, weil sie in einem kleinen Zimmer ihre Arbeit schwer bis gar nicht verrichten können.

Dazu kommt noch der Umstand, daß das Heim im Sommer als Hotel geführt wird, also man die Zimmer ausräumen und im Herbst wieder einräumen muß. Das Wohnen in solchen Heimen hat also den Charakter eines Übergangs, man macht es sich nie gemütlich, weil man die Gemütlichkeit, das Flair des "Daheim-Seins" über den Sommer in Schachteln packen, und im Herbst neu aufbauen kann. Anstatt sich zu entfalten, und im Laufe des Studiums seinen eigenen Lebens- und Wohnstil zu finden, engt sich der Student immer mehr ein, minimiert die persönlichen Sachen, mit denen er seine Identität unter Umständen ausdrücken würde, teils aus Platzmangel, teils aus dem Umstand heraus, daß er sie immer wieder hin- und herpacken soll.

Da sich sehr viele Jugendliche während des Studiums vom elterlichen Heim lösen, suchen sie ihr neues Zuhause am Studienplatz; dafür sind solche Heime nicht geeignet, da sie bestenfalls nur einen Arbeitsplatz bieten. Dies ist meines Erachtens nach einer der Gründe, warum in den meisten Studentenheimen junge Studenten zu finden sind; die älteren Semester suchen sich andere Wohnformen.

4) Studentenheim Liebiggasse

Lage: In unmittelbarer Nähe der Uni.

Zur TU und Musikhochschule noch vertretbare Entfernung zu Fuß, ca. 20 - 25 min. Keine Verbindung zur TU mittels öffentlicher Verkehrsmittel!

Das Heim steht in einer Baulücke in der Häuserzeile entlang der Liebiggasse und weist eine unauffällige, eternitverkleidete Fassade auf.

Das Prinzip der Wohngeschoße: wie beim Schönbrunnheim: Zimmer links und rechts vom Gang angeordnet, je eine Gemeinschaftsküche pro Geschoß, d.h. pro 18 Zimmer!

Die Zahl der Zimmer, die jeweils auf eine Küche fallen, empfinde ich schon als sehr hoch. Die Zimmer werden in Einzel- und Doppelzimmer aufgeteilt, wobei keine strenge Geschlechterordnung vorliegt. Die Gänge und das Stiegenhaus sind sehr unfreundlich und minimiert, sie vermitteln einem das Gefühl der Beengtheit. Der Lärmschutz zur Gemeinschaftsküche hin ist gegeben, da sie einen eigenen abgeschlossenen Raum bildet. Die Problematik der sehr kleinen Zimmer (ca. 10 m²) ist hier genau wie im Schönbrunnheim gegeben. Dieses Studentenheim wird ebenfalls im Sommer zum Hotel umgewandelt. Das Problem des Wohnens in solchen Heimen wurde schon beim Schönbrunnheim behandelt!

Positiv zu bewerten ist das Musikzimmer im Untergeschoß. Laut einem Insassen wird das Zimmer sogar von auswärtigen Musikstudenten zum Üben beansprucht. Andere Gemeinschaftsräume: ein großer Vortragssaal, Bar, Tischtennisraum, Waschküche. Die Farbgebung und Bemessung der Verkehrszonen ist, wie vorher schon erwähnt, düster und sehr knapp, sie regt nicht unbedingt zu Assoziationen mit Jugend, Frische und Fröhlichkeit an.

Zusammenfassend kann man sagen: diese beiden Heime bauen auf's gleiche Prinzip auf: die Wohngeschoße bestehen aus lauter aneinandergereihten Zimmern, ohne Tendenz zu irgendeiner Gruppenbildung, wobei die Anzahl der Zimmer pro Geschoß im Schönbrunnheim von den Insassen noch nicht als zu groß empfunden wird, sie reicht noch aus, um ein Gemeinsamkeitsgefühl pro Stockwerk entstehen zu lassen.

Das System eines einzelnen Wohngeschoßes wird beliebig oft multipliziert und aufeinandergestockt. Durch diese System-

wiederholung wird natürlich der Erlebniswert des Gebäudes bis auf's äußerste minimiert, denn wenn man ein Stockwerk und ein Zimmer gesehen hat, hat man schon alles gesehen; es gibt nichts mehr zum Entdecken! Meinem Ermessen nach ist das Schönbrunnheim in seiner ganzen Erscheinung, Erschließung und Belichtung (große Fensterflächen!) viel freundlicher und großzügiger gestaltet als das Liebigheim; leider erreicht man aber diese Großzügigkeit auf Kosten des Lärmschutzes der einzelnen Zimmer.

5) Studentenheim Münzgrabenstraße

Heimträger: Katholische Hochschulgemeinde

Das Heim bietet 60 männlichen Studenten in 28 Einbettzimmern, 15 Zweibettzimmern und 3 Garconnieren Platz.

Die Lage zu den Universitäten: gleich wie beim Hafnerriegel, da diese zwei Heime in unmittelbarer Nachbarschaft liegen.

Der konservative Heimträger läßt leider keine gemischte Besetzung des Heims zu, obwohl es die Heiminsassen als wünschenswert finden würden.

Das Heim, das ein teilweiser Umbau eines alten Dominikanerklosters ist, erweckt einen sehr gemütlichen Eindruck. Die Eingangshalle wurde um einen Fest- und Gemeinschaftssaal erweitert, der durch Podeste und Sitzstufen zur Benützung für kleinere Konzerte einlädt, und äußerst freundlich wirkt. Die Wohngeschoße sind das 1., 2. Geschoß und das Dachgeschoß. Die Zimmer sind einhüftig entlang des Ganges angeordnet, das Dachgeschoß ausgenommen; hier liegen die Zimmer beidseitig des Ganges. Durch die einhüftige Anordnung der Zimmer wirken die Gänge in den ersten zwei Geschoßen sehr großzügig und hell; sie sind teilweise mit Lesecken versehen. Die Zimmer sind eher klein, die Zimmergrößen werden sich wahrscheinlich

aus der alten Bausubstanz ergeben haben. Ein Umstand, der zu kritisieren ist: die Sanitäreanlagen sind öffentlich am Gang.

1. und 3. Obergeschoß (=Dachgeschoß) besitzen jeweils eine Teeküche, die als Gemeinschaftsbereich dient.

Im 2. OG wurde ein Zeichensaal für die Technik-Studenten errichtet. Andere Gemeinschaftsräume: Tischtennisraum und Fernsehraum im Keller. (Den Musikraum haben die Studenten aufgelassen, da keiner dort musizierte!)

Als sehr angenehm empfinden die Insassen die Art der Zimmereinrichtung: nicht zu viel Möbel, und nicht fix an die Wand geschraubt, man kann die Möbelstücke untereinander austauschen, oder eigene Möbel mitbringen, soweit die Zimmergröße dieses erlaubt. Da man nach eigenem Geschmack einrichtet, stört auch die Zimmergröße nicht so sehr.

Als Platz ins Freie wird eine Dachterrasse angeboten, die sich oberhalb des Gemeinschaftssaales befindet.

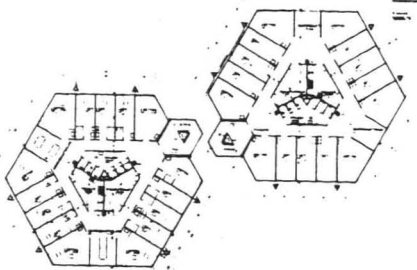
Schlußfolgerung: dieses Heim ist sicherlich eines der freundlichsten Heime, die in Graz stehen. Es ist sehr schade, daß das Leben darin der weiblichen Hälfte vorenthalten wird!

Anhand der angeführten Grazer Beispiele kann man folgendes feststellen: sie bieten, mit mehr oder weniger auffälligen Qualitätsunterschieden, Wohnplätze für männliche und weibliche, alleinstehende Studenten. Studentenpaare mit oder ohne Kind, oder Studenten mit Kind als Alleinerzieher, haben keine Möglichkeiten, in diesen Heimen unterzukommen. (Ausnahme: die zwei Kleinwohnungen im Schubertheim).

Das Problem "Studieren mit Kind" tritt aber in den letzten Jahren verstärkt auf. Die traditionelle Lebensweise, zuerst zu studieren, sich danach als Akademiker eine Existenz aufzubauen und dann eine Familie zu gründen, wird immer mehr in Frage gestellt und die Reihenfolge durcheinandergeworfen. Diese überlieferte Reihenfolge der einzelnen Lebensabschnitte würde eine gewisse Altersverschiebung nach sich ziehen, das "Kinder-Kriegen" würde man auf ein Alter von 30-35 Jahren hinausschieben. Teilweise durch die Negierung dieser Theorie und teilweise durch lange Studien (z.B. Technikstudien) bedingt, wächst die Zahl der Studierenden mit Kind zu einer immer größeren "Minderheit". In einem zeitgemäßen Studentenheim sollte diese Gruppe nicht vernachlässigt werden, denn junge Studentenfamilien haben (falls sie es wünschen) genauso ein Recht auf ein studentisches Gemeinschaftsleben.

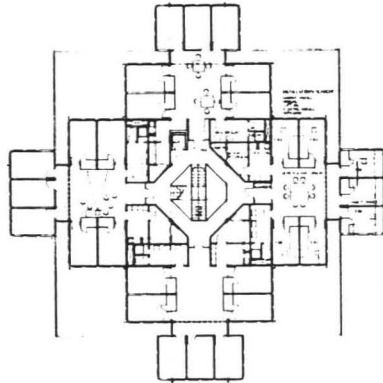


Schubertgasse 2-4, Studentenhaus »Leech-gasse«, E: Werkgruppe Graz (Eugen Groß, Friedrich Groß-Rannsbach, Hermann Pichler, Werner Hollomey), 1963-66



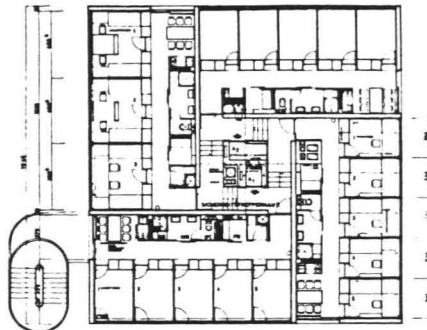
Das von der »Österreichischen Studentenförderungsstiftung Wien« erbaute Haus ist für 80 Studentinnen und 50 Studenten, mit einer Mensa für 1500 Mahlzeiten, einem Café und einem Verwaltungsteil projektiert. Die sechseckigen Baukörper, in etwas verschobener Stellung und mit einander fast berührenden Treppenhäusern, sind vor allem aus der städtebaulichen Situation heraus entwickelt und bilden einen guten Übergang von der geschlossenen Block- zur offenen Villenbebauung.

Am Rehgrund 4, Studentenheim »Johannes-Kepler-Haus«, E: Werkgruppe Graz (Eugen Groß, Friedrich Groß-Rannsbach, Hermann Pichler, Werner Hollomey), 1968-74



Ein vom »Evangelischen Verein für Studentenheime« errichtetes Haus für 100 Studenten (Einzelzimmer und Studentenwohnungen); je 7 Studenten bilden eine größere Wohngruppe (Aufenthaltsraum, Teeküche, Sanitärgruppe). Der Stahlbetonbau mit sichtbarem Skelett und Sandwich-Paneelen als Ausfächung ist zweiachsig-symmetrisch organisiert, eine zentrale, von oben belichtete Halle mit Treppe und Galerien übernimmt die innere Erschließung. Konzeption und Ästhetik des Baus spiegeln eine herrschende Tendenz der sechziger Jahre wider.

Hafnerriegel 53, Heim der Österreichischen
Studentenförderungsstiftung Wien, E: Werk-
gruppe Graz (Eugen Groß, Friedrich Groß-
Rannsbach, Hermann Pichler, Werner Hol-
lomey), Statik: Ludwig Messerklinger,
1961-64



Das 18geschossige Hochhaus für 355 Studenten mit 235
Einbett- und 60 Zweibettzimmern, mit dem raumsparen-
den »Windmühlenflügel-Grundriß« und der dramatisch
wirkenden Feuertreppe, gehört zu den fortschrittsgläubi-
gen Projekten der frühen sechziger Jahre, bei denen Di-
mension und Ökonomie allein schon Qualitätsfaktoren
waren.

Abschließende Festellungen:

Forderungen an das studentische Wohnen:

Nach Analyse der derzeitigen Wohnmöglichkeiten für Studenten
und nach der Betrachtung einiger Studentenheime, würde ich
folgende Forderungen an ein etwas anderes
studentengerechteres Wohnen stellen:

- Das Wohnheim ist in enger Verbindung mit anderen Wohnungen
möglichst innerhalb der Stadt anzuordnen, denn nur so
werden Studenten und Stadtbevölkerung integriert.
- Ein Heim mit ca. 60 - 80 Studenten hat eine angenehme
Größe, man ist noch nicht Nummer in der Masse, die Zahl
der Mitbewohner ist überblickbar. Allerdings kann man
diesen Vorschlag nicht als absolut annehmen, da die Größe
des Wohnheimes auch auf das jeweilige Umfeld abgestimmt
werden soll.

- Die ideale Studentenwohnung sollte eine Wohnung sein, wie jede andere auch. Die fast überall angebotenen 10-12 m²-Zimmer reichen nicht aus; der Student soll die Möglichkeit haben, neben Arbeits- und Schlafbereich auch einen eigenen Wohnbereich gestalten zu können.

Weiterhin gehört zur Vorstellung "normale Wohnung" natürlich auch die Möglichkeit, sich in seinen eigenen vier Wänden so einzurichten, wie es einem paßt und darin ein Leben nach eigenen Vorstellungen zu führen.

- Neben den alleinstehenden Studenten sollte man auch Studentenpaare (mit und ohne Kind) und alleinerziehende Studenten mit Kind miteinbeziehen. Besonders wichtig wäre die Integrierung der alleinstehenden Eltern mit Kind in die Gemeinschaft, denn gerade diese sind sehr davon gefährdet, in die Isolation gedrängt zu werden oder ihr Studium aufzugeben (da ihnen bei der Kinderbetreuung niemand hilft!).
- Für Studenten, die Zeichenarbeit verrichten, sollte man einen Zeichensaal planen; sie können in den Einheitszimmern der meisten Heime ihr Studium zwecks Platzmangel nicht betreiben.
- Für Musikstudenten sollte mindestens 1 Musikzimmer bereitstehen; die Akustik müßte hier berücksichtigt werden, da andere Studentengruppen zum Lernen Ruhe brauchen.
- Man sollte den Studenten außer den Privatbereichen auch Gemeinschaftsbereiche anbieten. Die Gruppierung einiger Zimmer oder Wohneinheiten um einen Gemeinschaftsbereich ist wünschenswert, ebenfalls die großzügige Gestaltung der Verkehrsbereiche, als Orte der spontanen Begegnung zwischen den Stockwerken. Räume wie Tischtennisraum, Fern-

seh- und Leseraum und kleine Turnsäle (eventuell mit einigen Geräten) werden gern angenommen. Auch Waschküchen sollten vorgesehen werden.

- Balkone und Terrassen werden den Studenten oft vorenthalten. Man sollte ihnen aber die Möglichkeiten bieten, sich im Freien aufzuhalten, den Frühling und den Sommer auf diese Art mitzuerleben und ein kleines Stück Natur zu genießen. (Manche Studenten schaffen es recht gut, unter freiem Himmel zu lernen!)

- Für die Kinder der Studenten wäre ein Spielplatz im Freien wichtig. Einen gemeinsamen Kinderspielraum könnte man sich denken, ich finde ihn aber nicht für unbedingt notwendig, denn die Kinder spielen nirgends und überall (wo es ihnen gerade am besten gefällt), sie lassen sich nicht an einen bestimmten Raum fesseln, sie schaffen ihr Reich selber.
Eine Kinderkrippe wäre aus Sicht der Eltern wünschenswert, da das organisierte Babysitten ihnen das Besuchen der Vorlesungen und das Lernen erleichtern würde.

- Das Wohnheim sollte auch den ausländischen Studenten ohne irgendwelche Beschränkungen zur Verfügung stehen.

Internationale Beispiele

1) Le Corbusier

Das Schweizer Studentenheim der Cité Universitaire in Paris
(1930)

1930 Das Schweizer Studentenheim der Cité Universitaire in Paris (bd. Jourdan)

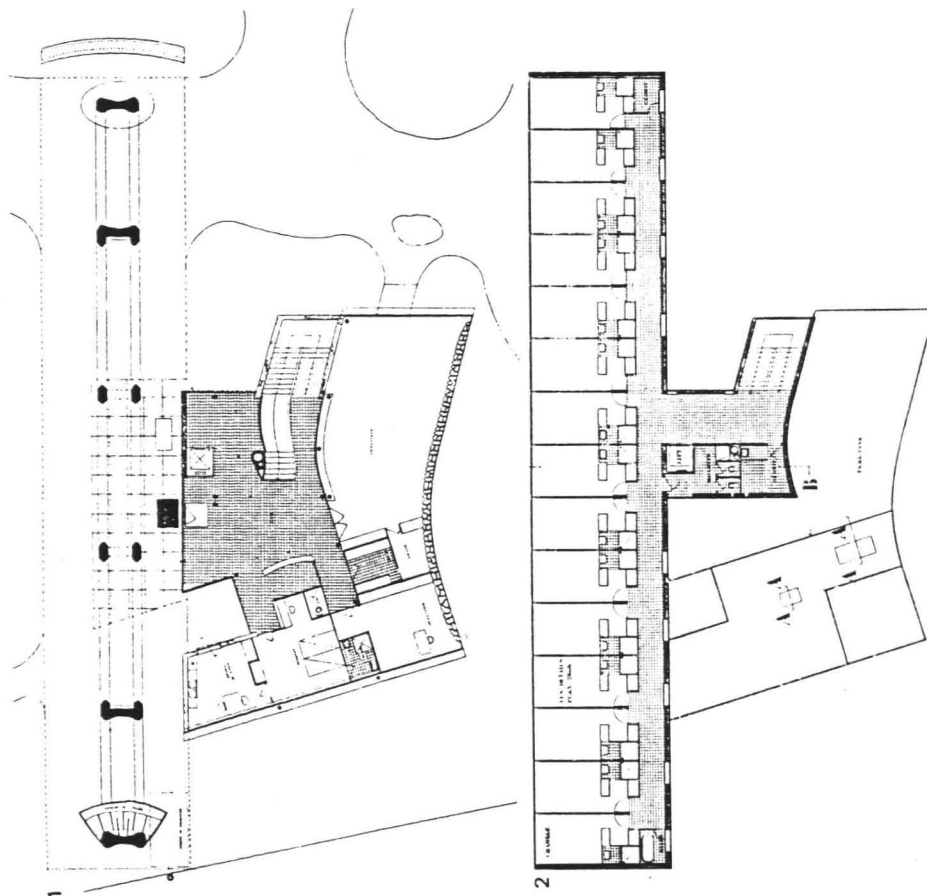
Die Konstruktion dieses Pavillons erfolgte unter ausserordentlich schwierigen Umständen (Finanzen und Bodenbeschaffenheit) und brachte wahre Laboratoriumsarbeit in moderner Architektur mit sich. Probleme von grösster Dringlichkeit wurden in Angriff genommen, insbesondere das der Trockenbauweise und der Schallisolierung.

- 1 Grundriss Erdgeschoss auf Pfeilerhöhe
- 2 Grundriss eines Obergeschosses mit Anordnung der Studentenzimmer

1930 Le Pavillon suisse à la Cité universitaire de Paris (bd. Jourdan)

La construction de ce pavillon, créée dans des circonstances exceptionnellement difficiles, fut l'occasion de constituer un véritable laboratoire d'architecture moderne. Des problèmes de la plus grande urgence y furent abordés, en particulier la construction à sec et l'insonorisation.

- 1 Plan du rez-de-chaussée à niveau des pilotis
- 2 Plan de l'un des étages-types des chambres d'étudiants



2) Le Corbusier

Das Brasilien-Haus im Universitäts-Wohnquartier in Paris (1957)

1957 Das Brasilien-Haus im Universitätswohnquartier von Paris (bd Jourdan)

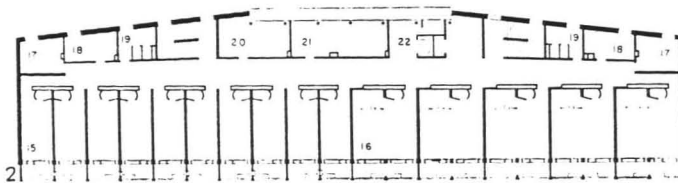
In Zusammenarbeit mit Lucio Costa.

Die ersten Entwürfe stammen von Architekt Lucio Costa, Rio de Janeiro, und wurden dann vom Atelier Le Corbusier bearbeitet. Die Zimmer für die Studenten und Studentinnen liegen gegen Westen und erhalten Sonnenblenden. Westlich dieses Gebäudes steht der Schweizer Pavillon, den Le Corbusier im Jahre 1930 baute und der bis heute eine bedeutende Rolle in der modernen Architektur spielt.

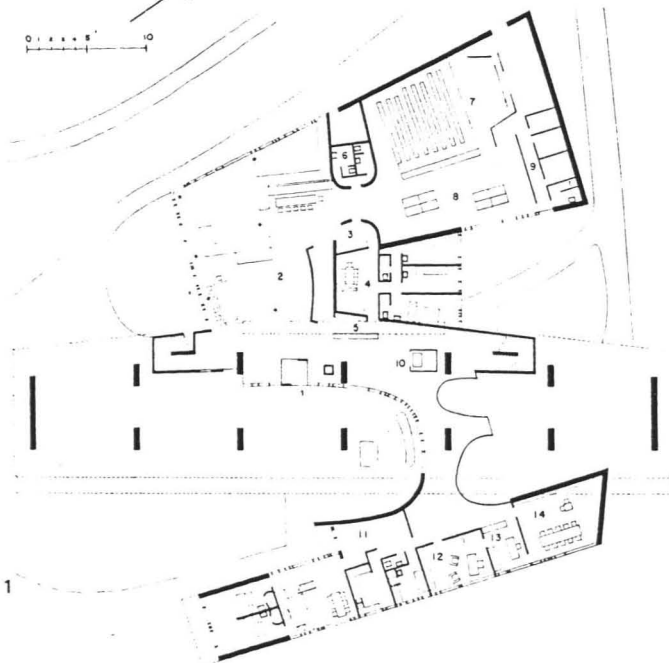
1957 La maison du Brésil à la Cité universitaire de Paris (bd Jourdan)

En accord avec Lucio Costa.

Le premier projet provient de Lucio Costa, architecte, Rio de Janeiro, et l'atelier Le Corbusier a réalisé par la suite les plans d'exécution. Les chambres des étudiants et des étudiantes sont situées vers l'ouest et seront pourvues de brise-soleil. A l'ouest de cet édifice se trouve le Pavillon suisse qui fut construit par Le Corbusier en 1930 et qui, aujourd'hui encore occupe une place dans l'architecture moderne.



- 1 Rez-de-chaussée
- 1 Entrée
- 2 Hall
- 3 Cafétéria
- 4 Appartement du concierge
- 5 Loge
- 6 Toilettens
- 7 Spectacles
- 8 Jeux
- 9 Garderobe
- 10 Ascenseur
- 11 Appartement du directeur
- 12 Bureau du directeur
- 13 Secrétariat
- 2 Un étage
- 14 Bibliothèque
- 15 Chambre pour un étudiant
- 16 Chambre pour deux étudiants
- 17 Salle de musique
- 18 Cuisine collective
- 19 Toilette
- 20 Atelier
- 21 Salle d'étude
- 22 Ascenseur



- 1 Erdgeschoss
- 1 Eingang
- 2 Halle
- 3 Cafeteria
- 4 Wohnung des Abwarts
- 5 Loge
- 6 Toiletten
- 7 Theaterraum
- 8 Spielzimmer
- 9 Garderobe
- 10 Lift
- 11 Wohnung des Direktors
- 12 Büro des Direktors
- 13 Sekretariat
- 14 Bibliothek
- 2 Ein Stockwerk
- 15 Zimmer für einen Studenten
- 16 Zimmer für zwei Studenten
- 17 Musiksaal
- 18 Gemeinsame Küche
- 19 Toiletten
- 20 Werkstatt
- 21 Studierzimmer
- 22 Lift

96

Beide Bauten spiegeln die Art des Architekten wider, mit dem "Menschen" umzugehen. Man bietet der einzelnen Person im Rahmen der Wohnmaschine beste Möglichkeiten, die notwendigen täglichen Aktivitäten durchzuführen, aber das Individuum wird in die Masse eingeschmolzen, die gleichen Bedingungen setzen gleiche Menschen voraus, ohne viele eigene Entfaltungsmöglichkeiten.

3) Lucien Kroll

Medizinische Fakultät, Woluwe-Saint-Lambert, La Mémé, Brüssel

Auftraggeber: L'Université Catholique de Louvain

In den Jahren um 1968 beschloß die Katholische Universität, die alte flämische Stadt Löwen zu verlassen und in Brüssel ein großes Krankenhaus, eine Medizinische Fakultät und die notwendigen Wohnbauten zu errichten.

Nach den stürmischen Ereignissen der Jahre '67 und '68 war das eher würdige feudalistische Episkopat, das über das Universitätsinstitut herrschte, weise genug, ein neues Entscheidungsorgan zu wählen. So setzte sich in der Folge eine neue Mannschaft »aus nächster Nähe« mit den schwierigen Umständen des Umzugs auseinander. Alle Kompetenzen und Energien wurden für diese Institution Louvain-la-Neuve mobilisiert, die den Komplex ihrer Fakultäten als Stadt verkleiden wollte. Der Einsatz war so beträchtlich, daß die Aktivitäten von Woluwé-Saint-Lambert dagegen wenig wichtig erschienen. Zeigte sich zufällig ein Verantwortlicher darüber beunruhigt, so wurde er bald vom Bau des Krankenhauses in Anspruch genommen, das Fristen und Budgets überschritt.

Wahl des Architekten

Die Universitätsbehörde hatte, ihrem Bild entsprechend, für die Medizinische Fakultät einen Generalplan entwerfen lassen, der stark an das 19. Jahrhundert erinnerte: dichte Zoneneinteilung, Glorifizierung der Institution, Verkehrsführung an der Peripherie, Kamin des Heizwerks »weit weg«, das heißt in der Nähe der Nachbarsiedlungen (die sofort eine Petition unterschrieben). Die Behörde war (damals...) ernstlich offen für gewisse Übereinkünfte. Sie legte ihren Plan den Medizinstudenten vor: Ablehnung – die Studenten wollten sich nicht dieser Form des Städtebaus unterwerfen und zu bequemen, sozial desinteressierten, privilegierten, überspezialisierten Medizinern werden. Sie baten damals sehr höflich darum, dieses übermächtige Bild zu strukturieren, es mit Leuten außerhalb der Universität und dem angrenzenden Viertel abzustimmen und die Initiativen der Bewohner in irgendeiner Form der Zusammenarbeit zu akzeptieren. Gleichzeitig schlugen sie verschiedene bauliche Veränderungen vor. Nach einigem Zögern kam die klare Absage der Behörde (=die Technik ertodert...), aber immerhin konnten sie auf einer von der Universität zusammengestellten Liste ihren Architekten wählen. Sie hatten Architekturstudenten gefragt, wie ihr Architekt aussehen könnte. Dann hatten sie sich an Leute gewendet, die für die Universität arbeiteten: »Hast du diesen Komplex gemacht, warum?« – »Ich war den und den Zwängen ausgesetzt.« – »Dich brauchen wir nicht.« Sie hatten erfahren, daß wir 1968 nachts mit den Architekturstudenten arbeiteten, um ihnen bei ihrer Jury zum Erfolg zu verhelfen, und daß wir eine partizipatorische Architektur praktizierten. Erstaunlicherweise hatten einige Medizinstudenten den Zusammenhang zwischen der gebauten Umgebung und dem Verhalten der Bewohner erkannt. Sie schlugen uns vor, und die Universitätsbehörden akzeptierten uns sofort, obwohl wir mit dem Hochschulumilieu nicht verwandt waren (es ist günstiger, ein Sohn oder Neffe zu sein). Sie sahen in uns eine Antwort auf die starre Architektur, die sie für das Krankenhaus und die Fakultäten hatten beschließen müssen, und ein gutes Alibi gegenüber den Initiativen der Studenten. Davon wußten wir damals nichts. Im Dezember 1969 rief mich der Verwaltungschef zu sich und bat mich, ein Gebäude für Bergbauingenieure in Louvain-la-Neuve zu entwerfen: Ich lehnte höflich ab... Dann schlug er mir den sozialen Bereich in Woluwé-Saint-Lambert vor, den ich mit Begeisterung akzeptierte, als ich das Programm, seine Vielfalt,

seine Ausmaße und den Charakter seiner Bewohner, seine Offenheit kennenlernte

Programm

Das Programm vereinte in der Zuständigkeit eines einzigen Architekten vorausblickend Menge, Vielfalt und Dichte, das »Rohmaterial« einer lebendigen städtischen »schwammigen« Struktur. Sie sollte über das isolierte und homogene Objekt, über den Krimskrams hinausgehen und Beziehungen zur Umgebung herstellen. Vor allem waren alle Sorten von Wohnungen vorgesehen: für Ehepaare, Junggesellen, in Appartements, in Einzelzimmern, im Gemeinschaftshaus und so weiter; dann ein Restaurant mit 750 Plätzen und etwa zehn »typische« private Restaurants, ein Kino, eine Theaterwerkstatt, ein Pfarrzentrum mit Kapelle, Lokalitäten für Kultur und Studien, Sportanlagen, Kinderkrippe, Kindergarten, Hauptverwaltung, Studentendienst und schließlich ein Postamt, Geschäfte und Dienstleistungsbetriebe sowie ein Metro-Bahnhof. Auf einem Gelände von etwa 4 ha waren mehr als 40.000 m² Fläche zu bebauen. Die Kalkulation war sehr knapp, und wir haben sie eingehalten...

Der Generalplan

Es war die Zeit, in der die moderne Architektur akademisch geworden war: Sie war an der Macht, hatte aber ihre Tugenden verloren. Vor allem isolierte sie sich in artifiziellen und autistischen Techniken. Eine neue Faszination ging von der reichen Vielfalt aus, mit der ein Netz sozialer Gruppen seinen Ort prägen kann. Es stellte sich die Frage: Helfen die Architekten und die technischen Mittel ihnen oder zerstören sie alles?

Wir haben zehn Jahre an der Antwort gearbeitet, wir haben gezögert, versucht, überredet. Wir wußten, daß die mächtigen Institutionen eine Zeitlang lacheln, dann aber der Sache überdrüssig sind und bosartig werden. Wir haben den ganzen Zyklus durchlebt: Flitterwochen, intensive Zusammenarbeit, Enervierung, Vertragsbruch und schließlich Versöhnung ohne Illusion. Offenbar lassen sich Psychodramen nicht vermeiden, wenn man sich vom Gewöhnlichen entfernt...

Und jahrelang haben wir mit den Studenten diskutiert, zufällig oder in organisierter Form, manchmal kamen einige, manchmal niemand... oder einige Hunderte, die uns in freundschaftlichen oder flüchtigen Beziehungen verbunden waren. Sie sagten uns Sachen, die manchmal sehr vage und manchmal sehr präzise waren, und sie sagten nicht nur, was sie nicht wollten. Ohne viel Überzeugung arbeiteten sie auf den Baustellen mit uns und mit Louis Le Roy an den Gärten (die inzwischen von den Universitätsbehörden purifiziert wurden) oder am Ausbau der Dachgeschosse. Sie unterstützten uns in Konflikten, diskutierten mit den Behörden und organisierten öffentliche Demonstrationen, um das Gegenprojekt der Universität zu verhindern. Ihnen ist zu verdanken, daß eine Einigung zustande kam. Diese Kontakte, die in der kreativen Phase von der Universität stark gefördert wurden, haben uns über eine Fülle ungewöhnlicher Wünsche informiert, die normalerweise gern ignoriert werden. Aber wie kann man verhindern, daß die Autorität des Architekten und seines Werks erneut zur Zentralisierung führt?

Das weiche Modell

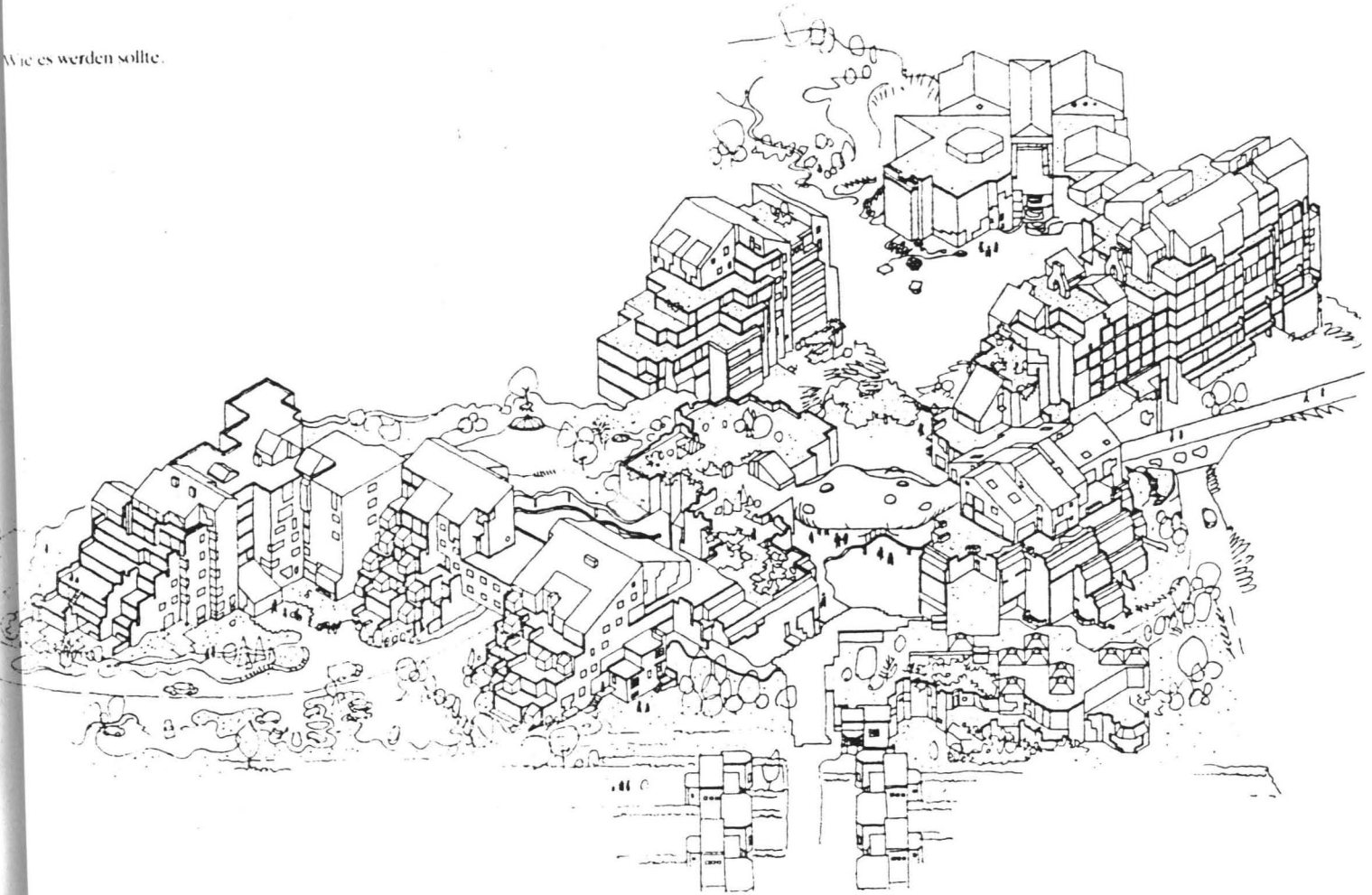
Ich übertrug jedem Mitglied meines Teams eine kreative Rolle zur Simulation: Verwaltung, Restaurant, die verschiedenen Wohnbauten, Kultur, Geschäfte und so weiter. Dann sah ich topographische und vertikale Unterteilungen vor, um Spezialisierung und Homogenität zu vermeiden. Mit Scheren und Farbe stellten wir ein großes Modell aus Kunststoffschäum

her, das sehr deutlich Abneigung und Zustimmung zeigte. Wir haben damals ein wenig an jenen Partizipationstechniken herumgebastelt, die wir später bei Psychologen und Soziologen entdeckten.

Wir lernten, daß es einfach und anregend ist, mit den Bewohnern ein vielschichtiges Milieu zu entwerfen. Wir erfuhrten aber auch, daß die Behörden diese Prozesse nie ernstlich verfolgen, obwohl sie manchmal tun als ob.

Schritt um Schritt, mit Argumenten, die sich jeweils aus sich heraus ergaben, vor allem ohne unseren eigenen zentralen Eingriff, der berichtigt, vereinheitlicht, bereinigt, geordnet, wiederholt und gelangweilt hätte – aber auch mit der Überzeugung, daß die industrielle Technik eine Architektur schaffen könne haben wir die Bauten entworfen. Wir haben sie den technischen und statischen Büros und der Universitätsverwaltung abgerungen, die schon zu Beginn der Bauarbeiten das Vertrauen verlor und sich uns verschloß.

Wie es werden sollte.



Studentensiedlung der Medizinischen Fakultät in Brüssel
(Bauzeit 1967 - 1982)

Ein Wohnquartier, das das Individuelle im Menschen unterstreicht und die Vielfalt der Masse gelten läßt.

Dachgeschosse

1970/71

Bei einer Versammlung in Löwen hatte mir ein Student erzählt, häufig miete oder kaufe eine Gruppe ein heruntergekommenes kleines Haus, reiße Fußböden, Wände, Treppe, Türen und so weiter heraus und baue es dann nach eigenen Vorstellungen neu aus. »Ist das auch bei Ihren neuen Bauten möglich?« – »Ja, wenn Sie es verlangen...«

Und wir bauten im Dachgeschoß aus Holz geschlossene und überdeckte Raumkörper mit Küchen und Badezimmern, die durch Brandschutzwände in Gruppen von 8 bis 10 Studentenwohnungen unterteilt wurden. Dann warteten wir auf sie. Wir dachten, sie würden zu basteln anfangen, aber die erste Gruppe erklärte uns, sie wolle nicht am Eigentum der Universität herumwerken, wisse jedoch sehr gut, wie sie ihren Bereich organisieren solle. Dann zeichneten sie bei mir ihre Grundrisse: ein Wohnraum mit einem tiefer gelegenen Teil, auf dessen Rand man sich setzen konnte, ein schallgedämpftes Studierzimmer, ein Doppelzimmer für M-M. und J. Ich sah, wie S., ein großer amerikanischer Student, für sich ein sehr kleines, aber 7 Meter hohes Zimmer entwarf. Ich sagte nichts dazu... Das wurde mir später vorgeworfen: Andere nach ihm werden das Zimmer nicht mögen! Aber als er ging, stritten sich drei Studenten um diesen Raum... Dann kamen andere Gruppen, ganz unterschiedliche: Musiker, Sportler, Gärtner (sie legten in unseren Pflanztrögen einen Nutzgarten und auf den Fußböden einen Hühnerstall an, sie aßen ihre Eier und ernteten ihre Kartoffeln...). Andere hatten so komplizierte Pläne gezeichnet, daß wir selbst manchmal nicht durchfanden. Vor allem, weil einige Architekturstudenten sich als Mediziner ausgegeben hatten, um mitmachen zu können.

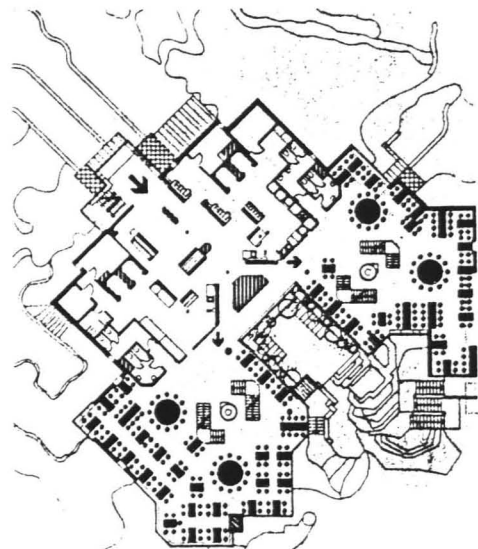
Diese Orte erreichten eine ungewöhnliche »städtische« Dichte – jene Dichte, die wir uns für das ganze Gelände vorgestellt hatten, wo die Gruppen ihr Terrain für ihre Aktionen, nach ihren Ideen, in friedlicher Zusammenarbeit mit dem Eigentümer gestalteten. Auch einige andere Initiativen zeigten das: ein Genossenschaftsladen, ein Gemüsemarkt, ein ungeplantes Restaurant, improvisierte Feste. An allen anderen Orten versuchte die Behörde ihre Sterilität und Hygiene durchzusetzen...

Restaurants

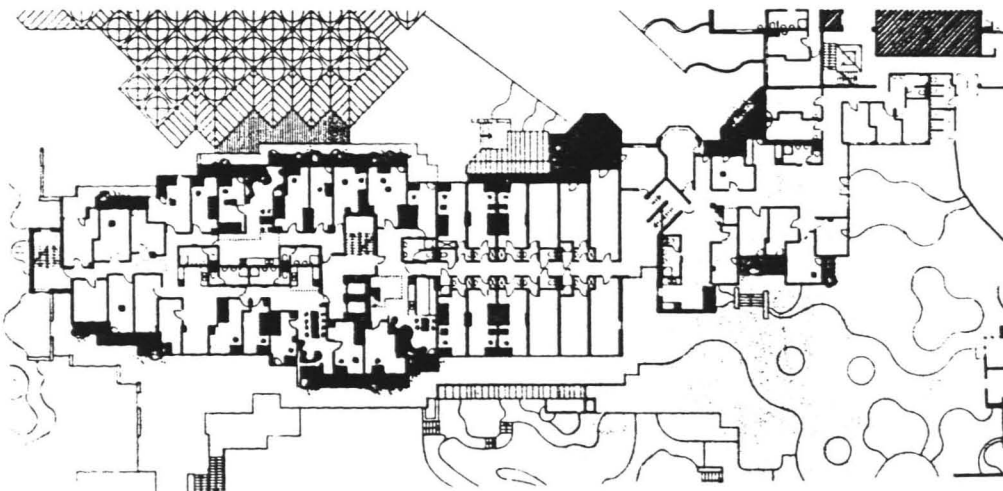
1970/71

Eine spezifischere Bauaufgabe: Die technisch Verantwortlichen versuchen unaufhörlich, eine Fabrik daraus zu machen (wir hatten die EBfabriken in Löwen beabsichtigt, die manche Studenten hatten...). Es ist das einzige Gebäude, über dem keine Wohnungen liegen. Es gelang den Technikern, uns ihre soziale Unterteilung aufzuzwingen: Die großen Küchen liegen im Untergeschoß (im Bunker...) und sind mit den Speisesälen nur durch Aufzüge verbunden, die Gerichte nach oben und Abfälle nach unten befördern (und durch das Telefon für die Bestellungen...). Aber die Räume bilden vier atmosphärisch verschiedene Bereiche dank der Fensteröffnungen, der Farben, der Niveaus, zum Teil auch der Einrichtung, im Norden sehr geschlossen, im Süden sehr hell.

Eine Treppe führt zur Terrasse, für diejenigen, die in der Sonne essen möchten. Ein Steg verbindet sie mit den Terrassen der Mémé. Wir hatten uns eine offene Treppe am Südeingang gewünscht, weil wir sicher waren, daß dieser geschützte Ort zu einem spontanen Treffpunkt werden könnte, den man nicht als obligatorische Begegnungsstätte ausweisen muß... Und es funktioniert.



Grundriß der oberen Speiseräume.



Grundriß einer beliebigen Etage. Es gibt nie zwei Orte, die sich gleichen.

Schule, Verwaltung, Wohnungen

1970/71

Ungewöhnlicherweise enthält dieses Gebäude in seinen unteren Geschossen eine Grundschule. Die Geschichte ist typisch: Als wir bereits mit dieser privilegierten Situation (Autostraßen, ein Krankenhaus nebenan, eher zivilisierte Einwohner) vertraut waren, hatten wir in unserem ersten Entwurf spontan eine Grundschule vorgeschlagen. Wir glaubten, eine Freinet-Schule könne diesen Ort nutzen und beleben. Die höflich erstaunte Universität beruhigten wir: Wir könnten sofort alles wieder ausradieren.

Später mußte man die benachbarte Schule Saint-Joseph ausquartieren, durch die eine Métro-Linie führen sollte. Man erinnerte sich an unseren Vorschlag: Der Raum war da... Und wir leisteten dem Rektor einen Dienst, dessen Büro sich nun zwischen dem fröhlichen Lärm der Schüler und dem Geschrei der Kleinkinder in den Etagen befand: Das sollte seine Autorität entdramatisieren... Aber er mag es nicht.

Da die Lehrer aufgeschlossen waren, konnten wir ihnen bewegliche Trennwände und sehr abwechslungsreiche Klassenräume vorschlagen, dazu eine Welt von Formen, die im Hof von den Maurern geschaffen wurde.

Garten und Umgebung

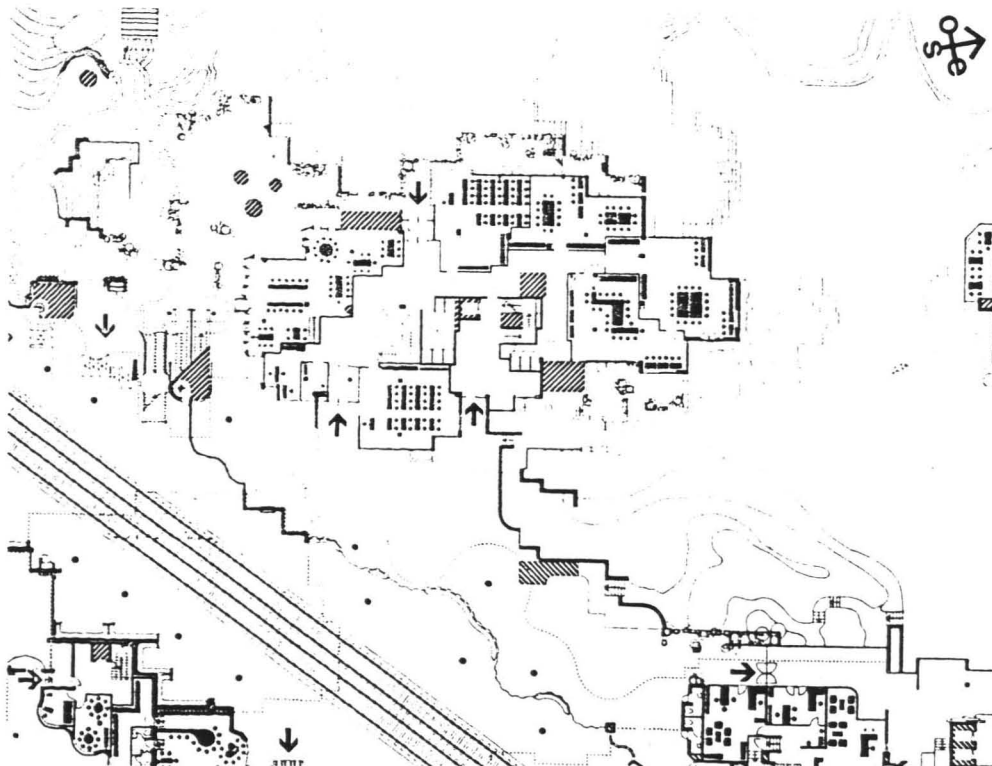
Lucien Kroll mit Louis Le Roy

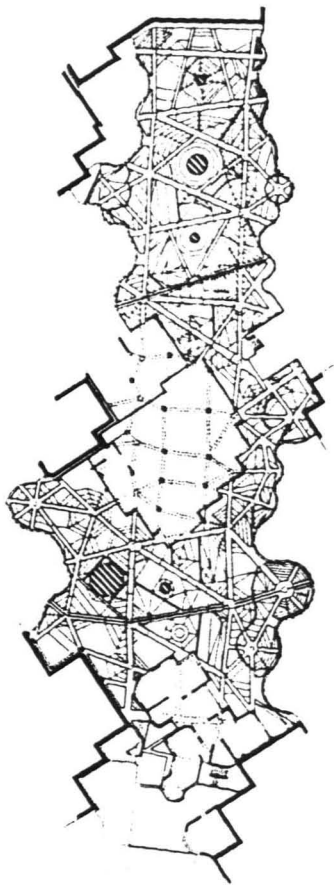
1970/71

Die Dichte der Bebauung ist grausam. Nur wenn Pflanzen wild über Boden, Wände, Balkone, Fenster und Dächer wuchern, ist Auflockerung zu erhoffen. Vegetation mildert Kanten und zu harte Flächen, verhüllt ein Gebäude gegenüber dem anderen und vergrößert Räume und Entfernungen. Andernfalls ginge die urbane Wohnbarkeit verloren.

Und natürlich haben die Studenten an der Anlage dieser undisziplinierten Gärten mitgewirkt. Mit Louis Le Roy ließen wir Mauerwerkstrümmer (vom Abriss des Quartier Nord) anklicken. Sie bilden einen differenzierten, von Erde bedeckten Untergrund. Die Studenten legten ihn mit uns an und pflanzten, was wir finden oder bekommen konnten (die Nachbarn aus Kapelleveld brachten Pflanzen aus ihren Gärten). Dann säten die Vögel und der Wind »Unkraut« und »Trümmerpflanzen« aus (aber das sind Bewohner ohne sozialen Status...).

Sie ist steril, diese domestizierte, folgsame, verwaltete Natur: In ihren Grünräumen sieht sie so aus, wie sich der Flächennutzungsplan in der Organisation des Terrains darstellt. Wir suchen eine Umgebung, die stärker motiviert, in der die persönlichen Freiräume sich der Situation entsprechend immer anders miteinander verbinden. Eine solche Umgebung braucht Zeit, bis ein dauerhaftes ökologisches Gleichgewicht entsteht. Der Plan darf keiner Geometrie gehorchen, er besteht nur in der einfachen Folge der Orte, die Fußgänger durchschreiten. Doch das entsprach nicht den Vorstellungen der Institution, und plötzlich normalisierte sie alles...





Plan der Decke, die in Dreiecke unterteilt ist.

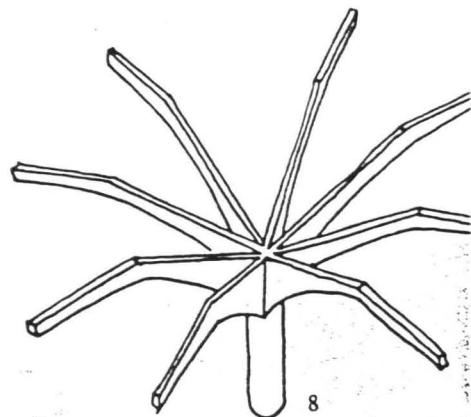
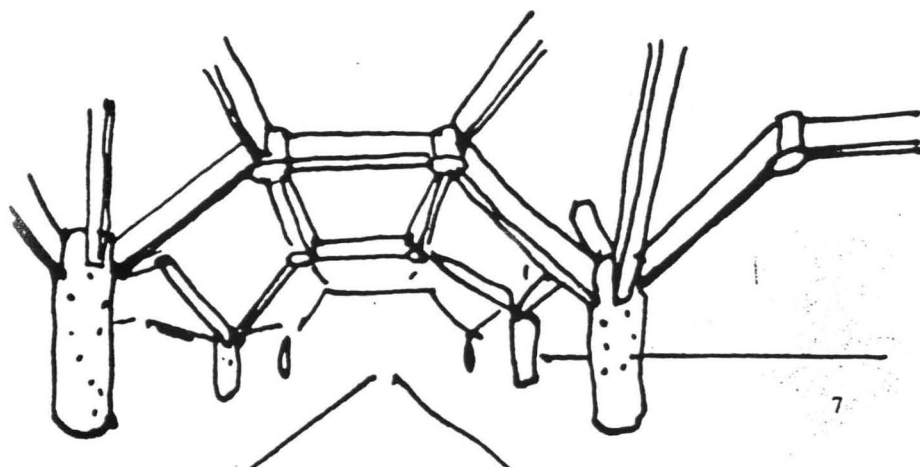
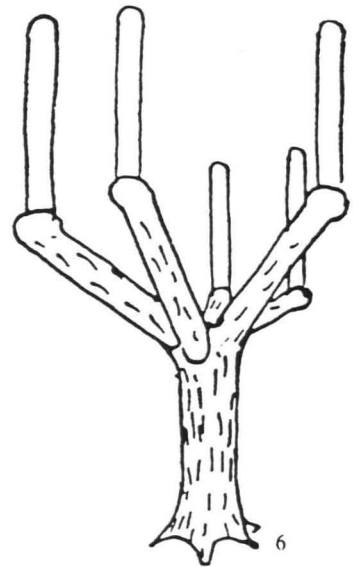
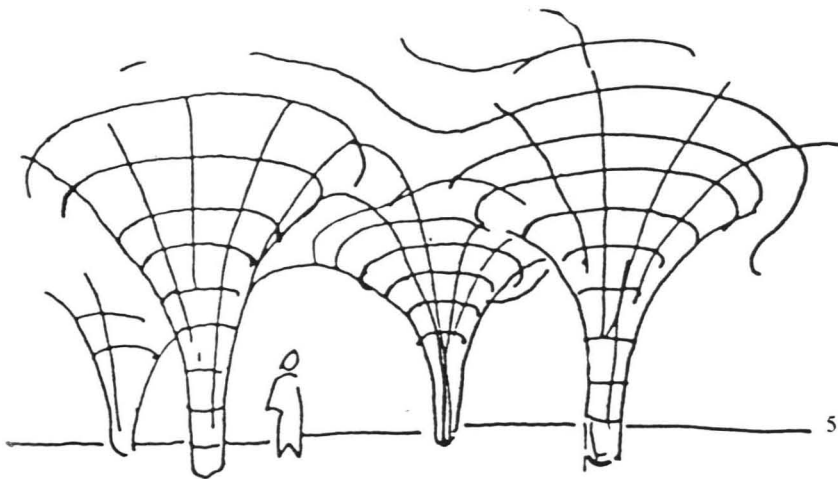
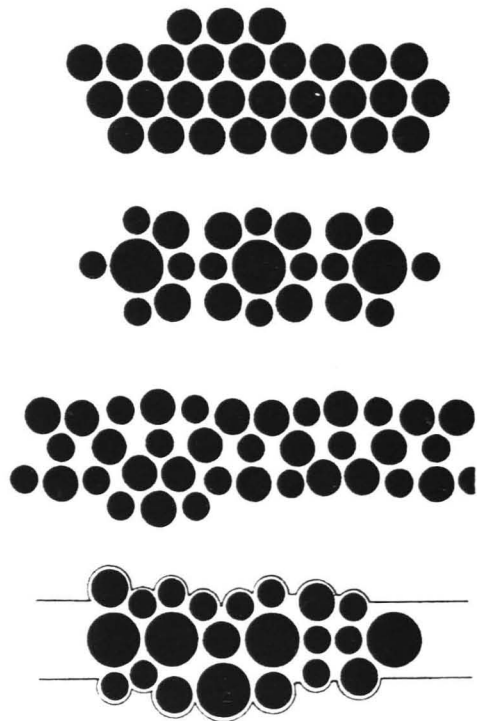
Métro-Station Alma

1979-82

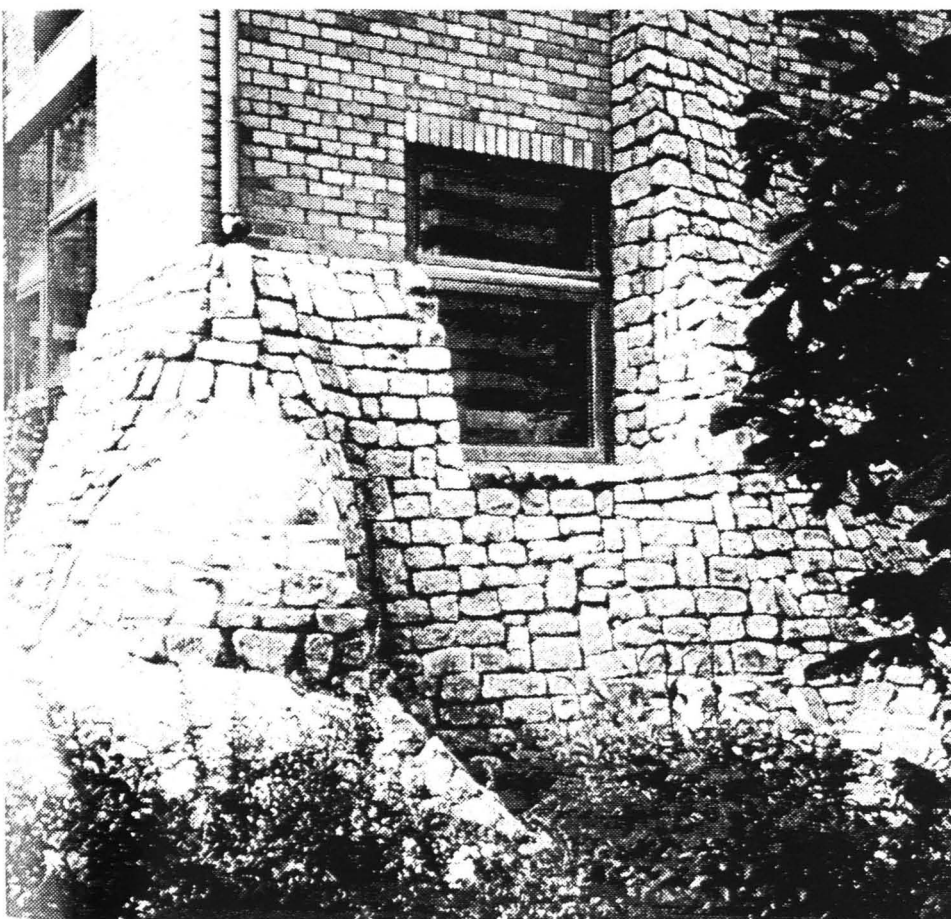
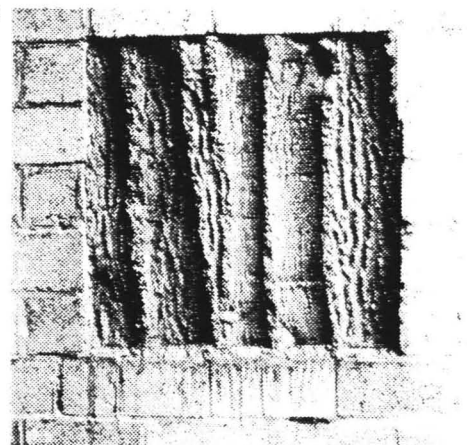
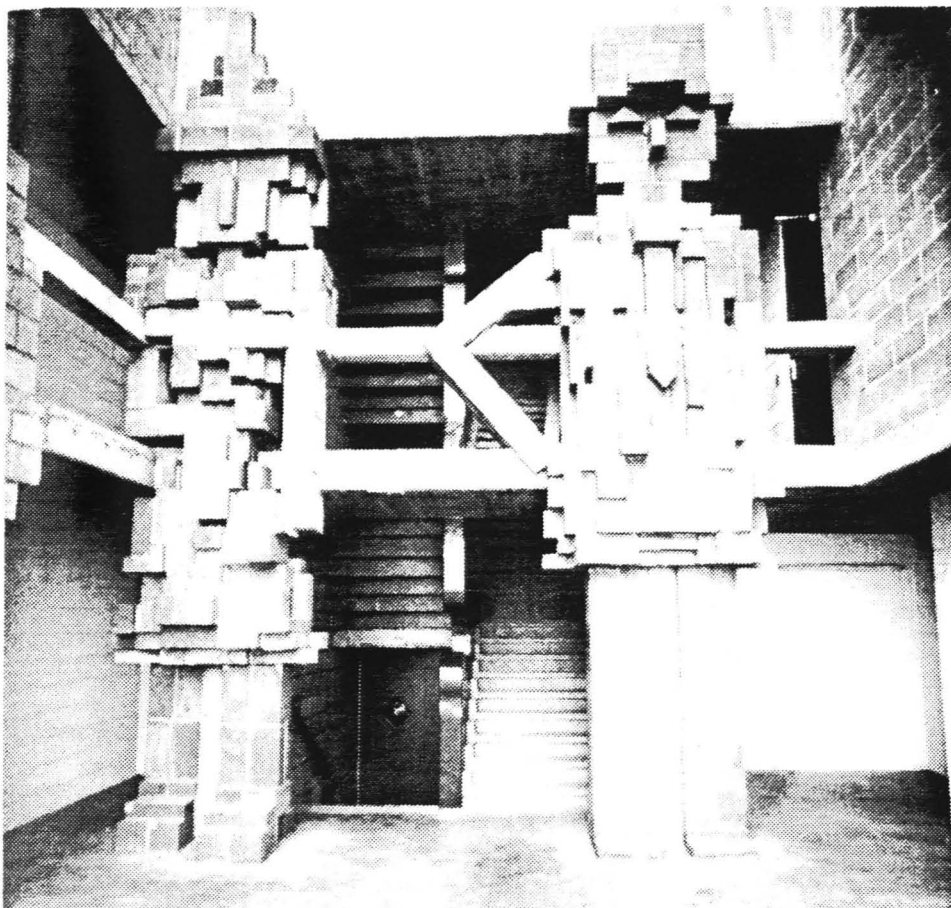
Die Universität Löwen hatte erreicht, daß die benachbarte Métro-Linie zu ihrem Gelände umgeleitet wurde. Wir erhielten den Auftrag, in Fortsetzung unserer Bauten einen Bahnhof zu entwerfen. Wir hoben ihn aus der Erde zur Sonne und überdeckten ihn mit einer modellierten farbigen Betonplatte. Die Platte hat fließende Umrisse, sie ist dazu gedacht, Gärten, Häuser oder Wege aufzunehmen. Der Bahnhof sollte kein in den Boden versenktes Objekt, kein Einschnitt sein, sondern ein Ort der Zusammenfassung, der Verbindung, der Kontinuität, auch ein Ort, der zum Quartier gehört. Das Viertel sollte sein Wegenetz wie selbstverständlich durch das Gelände der Universität fortsetzen. Doch dieses bereits entworfene Programm wurde nicht gebaut: Eine große Fläche trennt nun die beiden Bereiche, wie die Apartheid...

Kein Element wiederholt sich mechanisch. Selbst die Platte ruht nicht auf streng ausgerichteten Stützen mit tragenden Balken und getragenen Flächen: Die Stützen sind vielmehr auf dem schrägen Raster der Bauten verteilt. Sie leiten jeweils ihre eigene Last zu Boden, die ihnen durch die Kartographie der Gewölbe und Gegengewölbe übermittelt wird. Die sozialen Beziehungen unterschiedlicher »Personen«, die unregelmäßig und organisch angesiedelt sind und nur in engem Miteinander handeln können, vermitteln ein naturalistisches Bild des Städtebaus:

1. Ein einziges wiederholtes Element.
2. Drei Elemente in geometrischer Anordnung.
3. Zwei Elemente in unregelmäßiger Geometrie.
4. Drei Elemente in einer natürlichen Anordnung.
- 5-8. Die Vorstellung eines spontan gewachsenen Waldes brachte uns dazu, die Stützen mit der Rinde eines Baumes aus den Ardennen zu gießen.













Gedanken zur Studentensiedlung von Lucien Kroll

Die Bauaufgabe ist derart umfassend, daß man ruhig von einer kleinen "Studentenstadt" sprechen kann. (mit Kino, Geschäften, Post, Bank, usw.).

Den Gedanken, solche Siedlungen entstehen zu lassen, empfinde ich nicht für zielführend, denn eine Durchmischung der Studenten mit den übrigen Stadtbewohnern kann beidseitig Früchte tragen. Junge Leute halten die Städte am Leben; diese Städte pulsieren, entwickeln sich weiter, in ihren Straßen ist Vielfalt und Bewegung...

Andererseits sollten sich die Studenten auch nicht für die Dauer ihres Studiums abkapseln und eigene Städte in der Stadt bilden, denn sie brauchen die restliche Stadt genauso, wie die Stadt sie braucht. Auch wenn sie eine beschränkte Zeit in einer Stadt leben, sollten die Probleme dieser Stadt auch ihre Probleme sein. Schließlich werden sie später auch mit dieser Gesellschaft konfrontiert werden und nicht als eine Elite-Gruppe irgendwo abgeschieden leben.

Aber wenn man von dieser Grundsatz-Problematik absieht, kann man meiner Meinung nach sagen, der Architekt hat diese Riesen-Aufgabe gut gelöst. Seine Siedlung vermittelt nach Außen das, was sie innen beherbergt: eine Ansammlung vieler verschiedener Charaktere, keiner gleich wie der andere. Seine Wohnbauten, die den Betrachter wie italienische Fischerdörfer erscheinen (bunt, dicht gedrängt, etwas chaotisch und spontan), haben keine zwei gleichen Zimmer und ihre Grundrisse beruhen auf studentische Mitbestimmung: denn die Studenten haben ihre Wohnungstrennwände selbst aufstellen können, wohin und wie sie wollten.

Ein sehr positiver gesellschaftlicher Grundgedanke durchzieht dieses Bauvorhaben:

die verschiedensten Gruppen wohnen hier in einem selbstverständlichen Nebeneinander: alleinstehende Studenten, Ehepaare, Babies, Grundschul Kinder... Der Rektor hat (provokanterweise) seine Arbeitsräume oberhalb der Grundschule und unterhalb der Wohnungen für junge Familien mit Kind. Für den Architekten hat es bei dieser Siedlung keine zu bevorzugenden Personen oder Gruppierungen gegeben.

Noch ein Gedanke: über die Erscheinung und die Ästhetik dieses Bauvorhabens läßt sich sicherlich streiten, aber eines ist nicht zu übersehen: wenn Studenten mitbestimmen dürfen, sieht ihre Wohnstätte ganz anders aus, als die meisten bestehenden und ihnen zgedachten Studentenheime! Vielleicht sind sie dann doch nicht so studentengerecht, wie meisten Studentenheime?

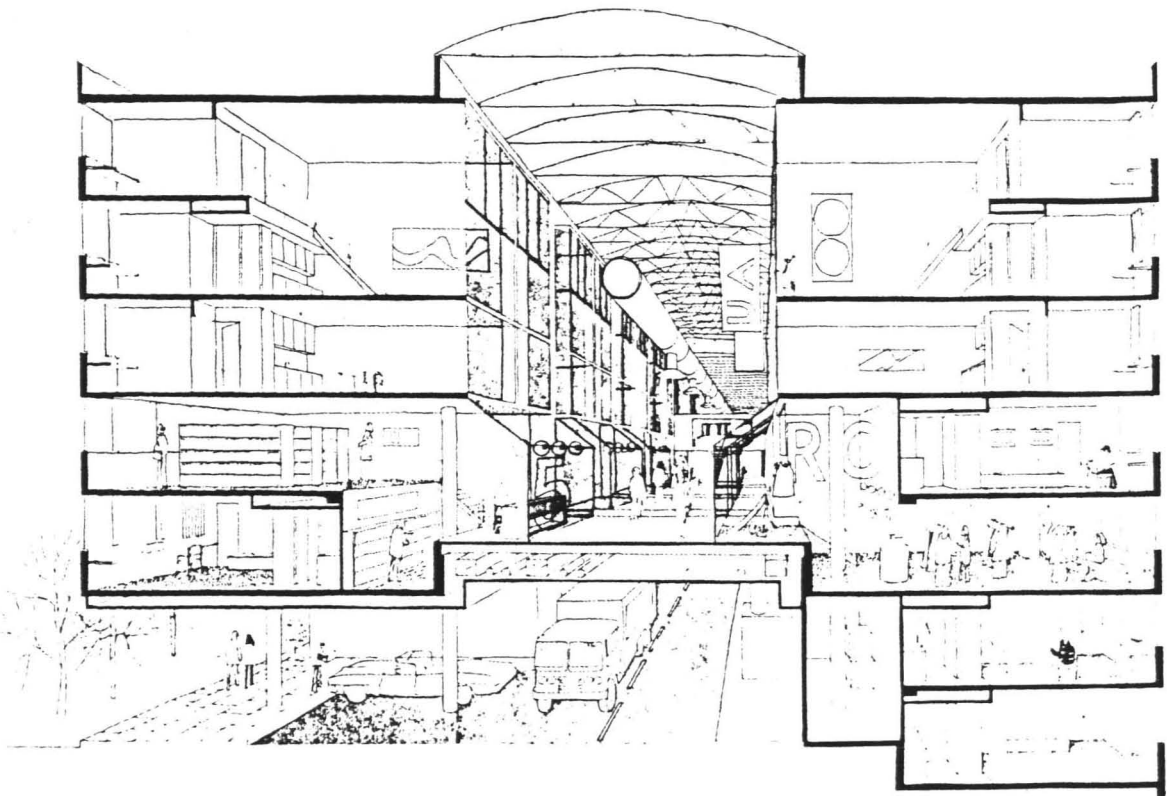
4) University of Alberta

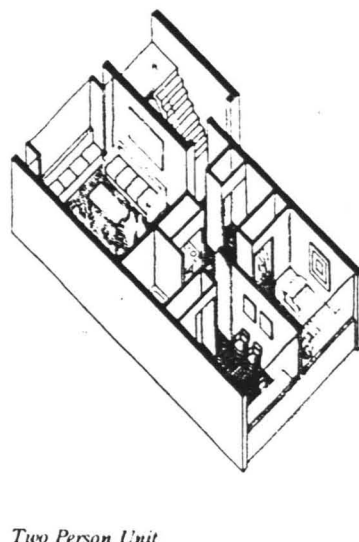
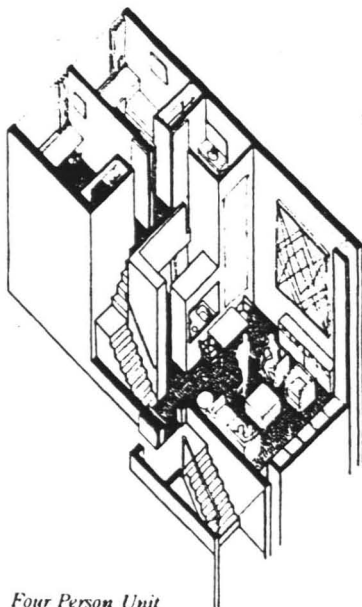
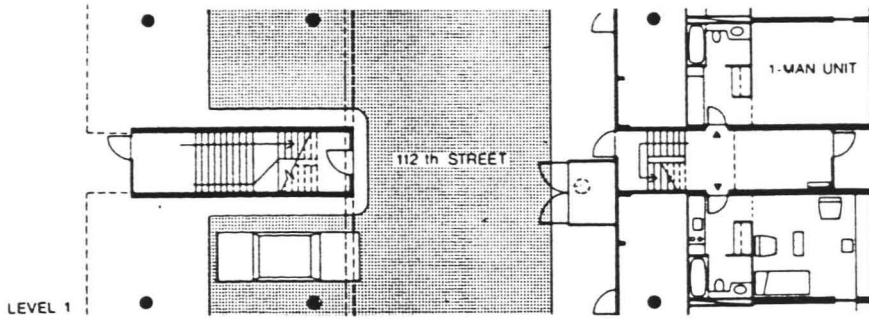
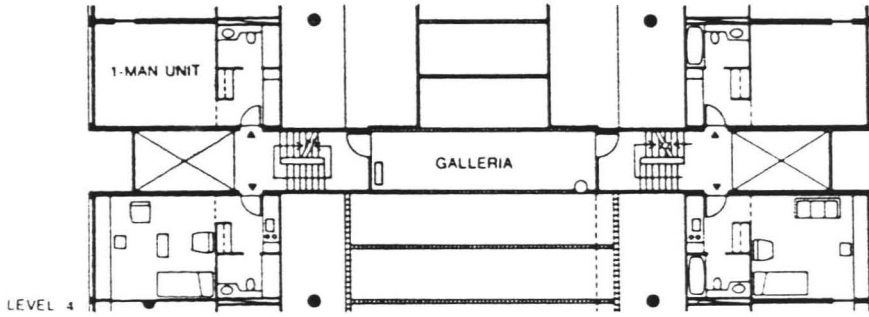
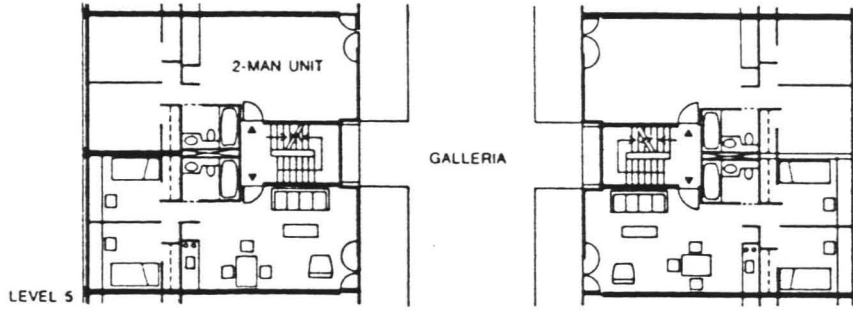
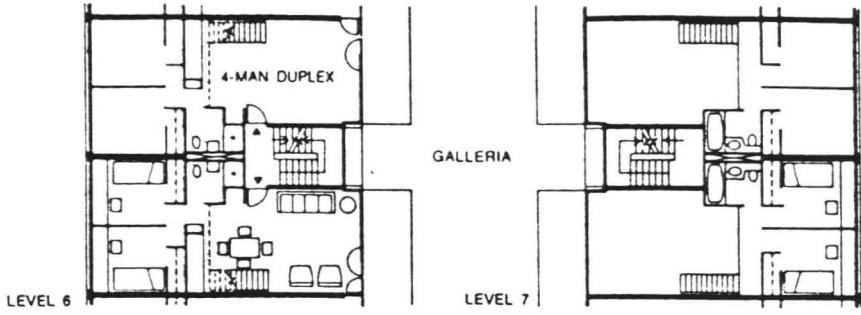
Studentenheim

Dieses Projekt ist aus zwei Gründen erwähnenswert:

a) Von der Idee der Durchmischung studentischen und nicht-studentischen Lebens getragen, wurde das Heim oberhalb einer Geschäftsstraße errichtet, mit Wohnungen beidseitig der verglasten öffentlichen Galerie.

b) Die Wohnungen sind ein gelungener Versuch, das studentische Leben nicht nur auf die Arbeitszelle zu konzentrieren. Den Studenten werden Einheiten mit Wohn- und Gemeinschaftsbereichen angeboten.



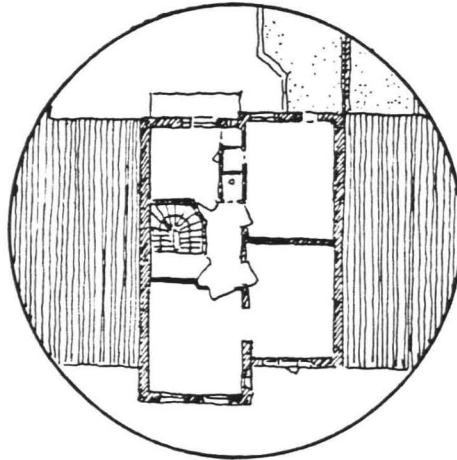




5) Umbau von Altbauten in Studentenwohnungen in Aachen

Diese Umbauten zeigen ebenfalls den Willen, den Studenten geräumigere, angenehmere Wohnverhältnisse zu bieten und von dem kleinen Arbeitszimmer abzukommen.

Altbauwohnungen sind im Grundriß meist neutral, da die Räume im allgemeinen etwa gleich *groß* sind (meist mehr als 4×4 m) und deshalb in ihren Funktionen vertauscht werden können. Es ist ohne weiteres möglich, den Wohnraum zur gewünschten Himmelsrichtung, zur Aussicht oder zur Straße hin zu orientieren, wobei allerdings manchmal der Nachteil gefangener Räume (Räume, die nicht direkt über einen Flur zu erreichen sind) in Kauf zu nehmen ist.



Die großen Raumhöhen (in Aachen bis 4,20 m) machen auch eine Benutzung der 3. Dimension möglich. Altbauten sind meistens in Blockbebauung angeordnet, meist mit Orientierung zur Straße und zum Innenhof, also auf den öffentlichen und den privaten Bereich hin. Durch die in Aachen oft angehängten niedrigeren Anbauten, die mehr Wohnfläche bringen (oft das untervermietete Zimmer), entstehen manchmal zusätzlich Dachgärten und ein kleines Privathöfchen, das zwischen Haus und dem nach einer Sanierung für Mieter allgemein zu benutzenden großen Innenhof liegt.

C

Vinzenzstraße 4

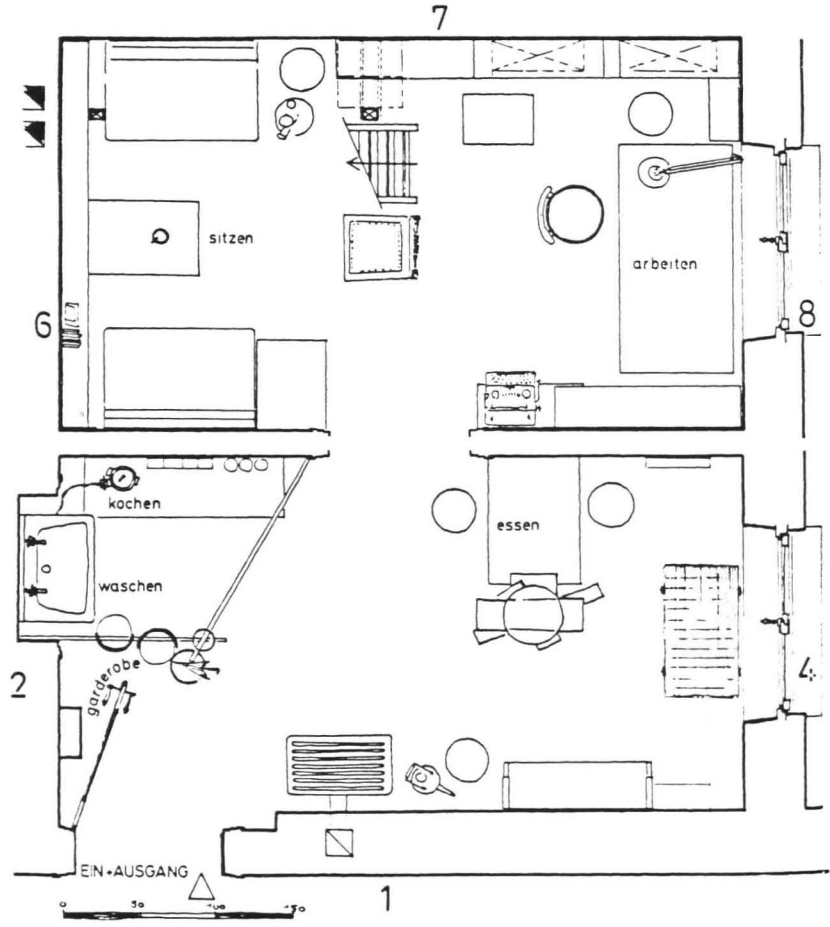
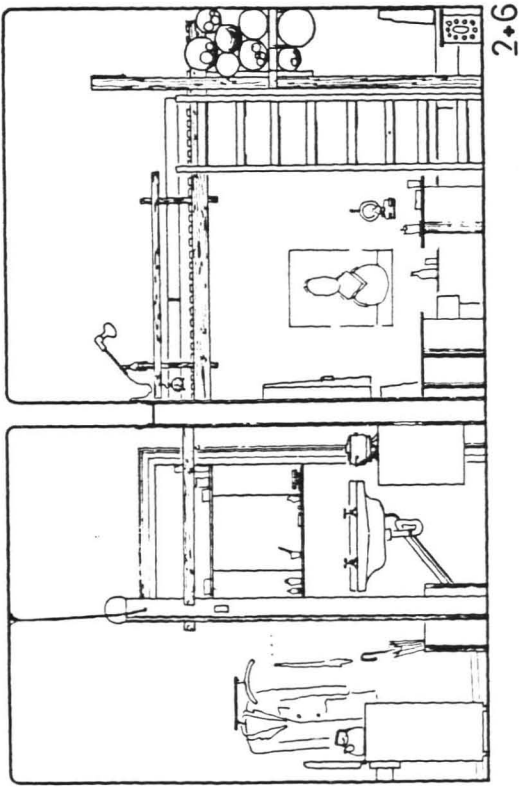
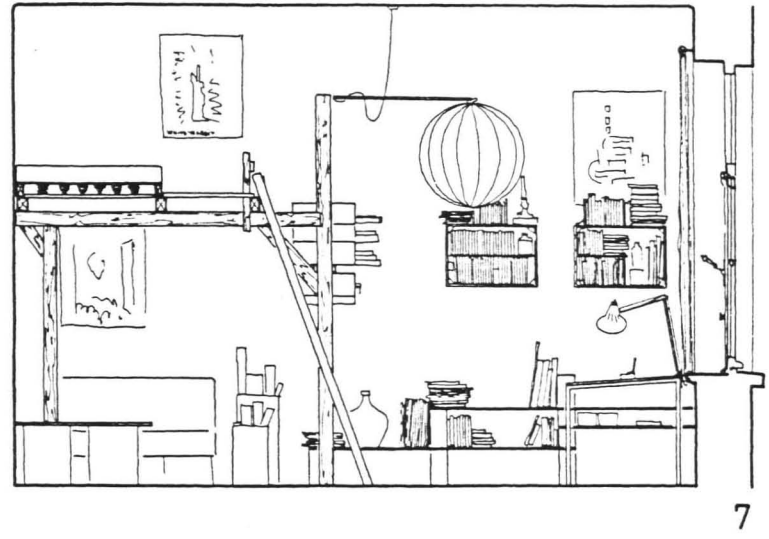
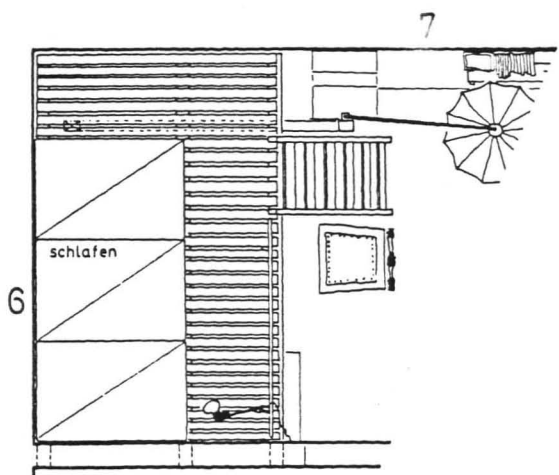
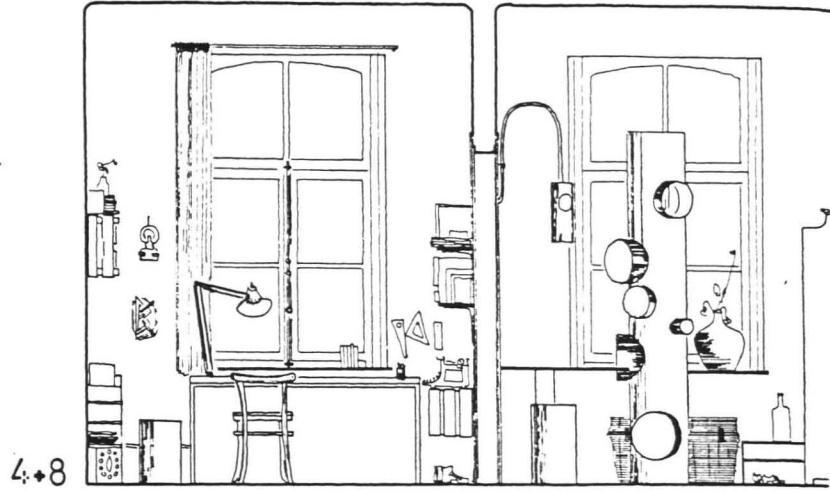
Student: Klaus Bernardi

Vorhanden: zwei schmale, hohe Zimmer
(4,44 × 2,82 m und 4,44 × 2,56 m, also etwa
21,8 m² und 71,2 m²).

Investitionen:

Rohr- und Schlauchmaterial für Waschgelegenheit	40 DM
Ölofen mit Faß und Kanne	50 DM
Farben und Lacke	50 DM
Bretter und Latten	30 DM
Sonstiges	30 DM

Insgesamt 200 DM



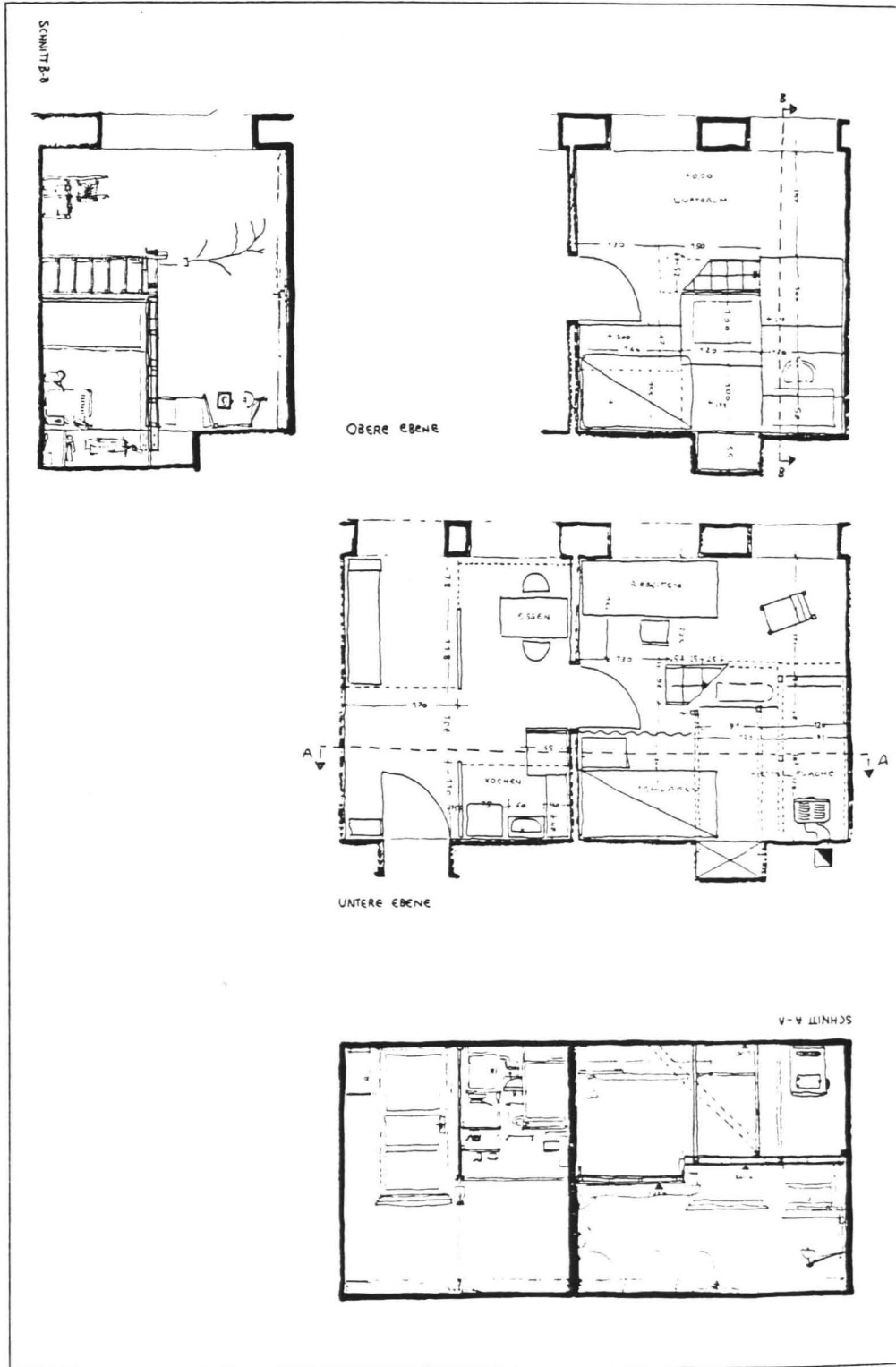
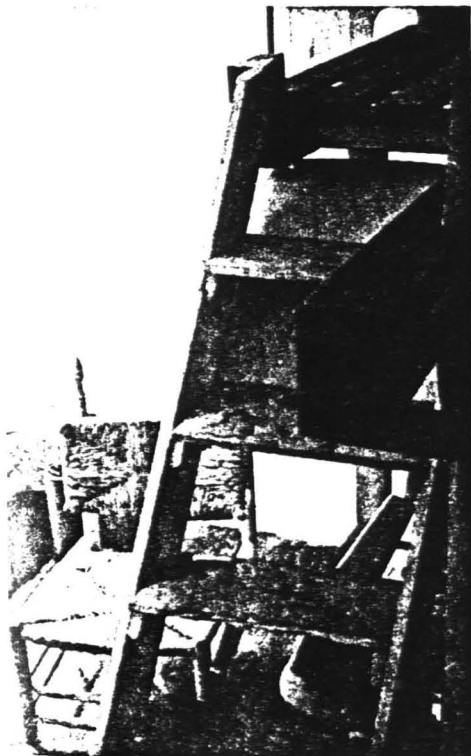
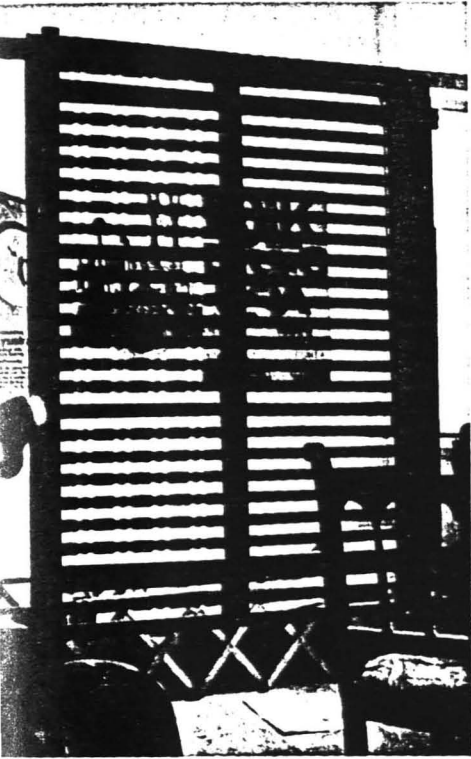
D

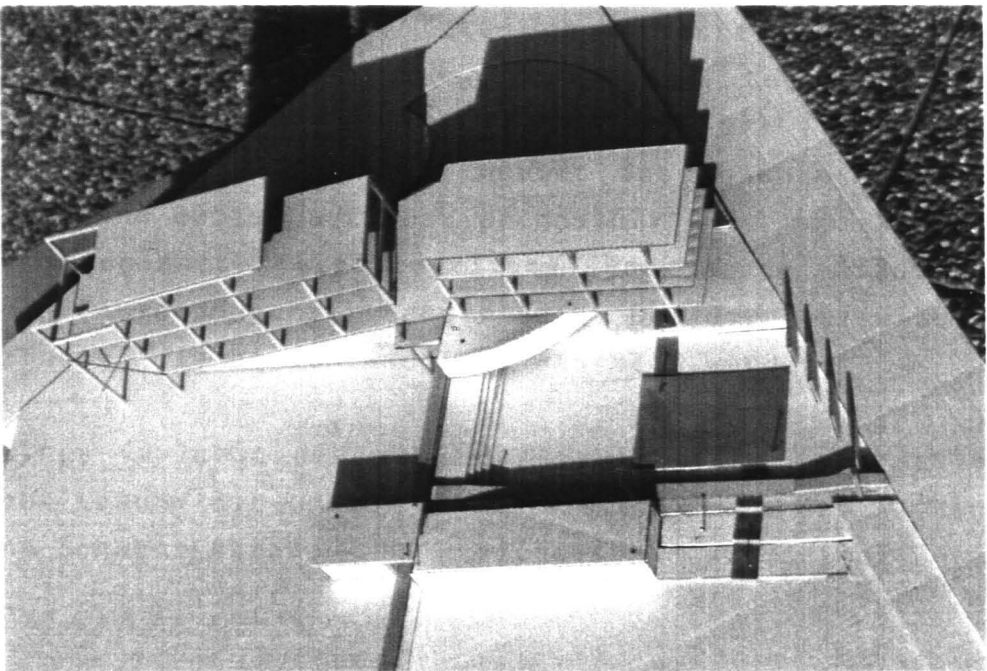
Vinzenzstraße 4

Student: Werner Stielau

Pläne im Maßstab 1:100

Bilder: Raumteiler und Treppe zum Schlafpodest





Das Projekt

I) Der Bauplatz

Bei der Auswahl des Bauplatzes wurde auf folgende Kriterien Wert gelegt:

1) Das Wohnheim sollte eine vertretbare Entfernung zu den Universitäten aufweisen und wenn möglich, auch eine öffentliche Verbindung dorthin besitzen.

2) Die Wohnqualität der Umgebung sollte möglichst gut sein, eine ruhige Lage (soweit dieses innerhalb einer Großstadt möglich ist) wurde angestrebt, da dieser Umstand das Lernen erleichtert.

3) Eine direkte Verbindung zwischen Innenraum und Außenbereichen sollte gewährleistet sein, deshalb sollte das Grundstück nicht zu knapp bemessen sein. Da die Miteinbeziehung von Kindern in dieses Wohnheim als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, mußte das Grundstück die Möglichkeit bieten, Natur unmittelbar zu erleben.

Der ausgesuchte Bauplatz, Ecke Schubertstraße - Hilmgasse, befindet sich in einer reinen Wohngegend, teils aus alten Villen, teils aus Wohnblöcken bestehend. Das Naherholungsgebiet Hilmteich - Leechwald wertet das ohnehin angenehme, naturbezogene Gebiet auf. Das Grundstück wird zweiseitig von Straßen begrenzt, die restliche Begrenzung bildet ein zwischen Bäumen durchfließender Bach. Der Grund erfüllt alle Forderungen, die an den Bauplatz gestellt wurden.

Allerdings verlangt die Wahl des Grundstückes eine städtebauliche Lösung der Umgebung, in erster Linie des Verkehrsknotens Schubertstraße - Hilmteichgasse - Hilmteich.

Da dieser Knoten im Laufe der Jahre anscheinend immer wieder erweitert wurde, herrscht im Verkehr eine gewisse Desorganisation. Mit einem Kreisverkehr wird dieses Problem aufgehoben. Die Straßenbahn wird von der Straßenmitte auf die rechte Fahrseite verlegt, wo sie ihre eigene Fahrbahn bekommt und den geplanten Kreisverkehr nicht durchkreuzt.

Am Anfang der Schubertstraße befindet sich ein Trafo-Häuschen, dessen Erscheinung sich logischerweise gegen die Baumassen der nachfolgenden herrschaftlichen Villen nicht behaupten kann. Da dieses Trafo-Häuschen dort sehr ungeschickt plaziert ist (schließlich sind solche Bauten nicht als Anfänge von Straßenzügen gedacht), wird es mit einem zweiten, neben dem Hilmteich befindlichen Trafo zusammengelegt und sein Platz freigelassen.

Die Baumasse der sich ebenfalls an der Kreuzung befindlichen Bank wird etwas zurechtgerückt.

II) Die Außenanlagen

Der nach SW orientierte Baukörper und die parallel dazu stehenden Musikzimmer und Kinderkrippe unterteilen das Grundstück in drei Bereiche, die nacheinander betreten werden können: in einen öffentlichen, halb-öffentlichen und privaten Bereich.

a) Der öffentliche Bereich, den man betritt, bevor man das Gebäude erreicht, soll den Charakter eines kleinen Platzes erhalten. Hier soll das Zusammentreffen und Zusammenwarten von Heiminsassen und Nicht-Heim-Bewohnern ermöglicht werden. Da der Kreis die in sich geschlossenste und bergendste Form darstellt, wurde für den gepflasterten Platz eine Kreisform

gewählt, die vom umgebenden Niveau etwas abgesenkt und im Bereiche einer alten, bereits bestehenden Buche ausgespart wird.

b) Den halb-öffentlichen Bereich betritt man, wenn man die Eingangshalle des Heimes durchquert oder den direkten Weg von der Schubertstraße zur Kinderkrippe wählt. Dieser Bereich wird ebenfalls gepflastert, erhält eine ruhige Wasserfläche, einige Sitzstufen und als Begrenzung zur Schubertstraße hin gestaffelte, geschoßhohe Wände als teilweisen Sicht- und Lärmschutz und als optische Abgrenzung des Platzes.

c) Der private Bereich befindet sich zwischen Kinderkrippe-Musikzimmer und dem Bach, der das Grundstück begrenzt. Hier soll eine Wiese entstehen, die Ballspiele ermöglicht oder als Liegewiese verwendet wird, falls man den übenden Musikstudenten zuhören möchte. Gestaffelte Ebenen als Sitzgelegenheiten und eine gerade Mauer bilden die Grenze zur Schubertstraße hin.

d) Die übriggebliebene Außenfläche sollte als unberührte Natur mit den bereits bestehenden Bäumen und Sträuchern erhalten bleiben.

Die Gelände - Niveaus

Das nahezu ebene Grundstück wird in verschiedene Niveaus unterteilt. Die Höhe des öffentlichen Bereichs entspricht in etwa der vorhandenen Niveauhöhe (lediglich der gepflasterte Teil wird um ca. 30 cm abgesenkt), die zwei übrigen Bereiche werden in der Reihenfolge ihrer Durchschreitung abgesenkt:

Der halb-öffentliche Teil um 1 m, der private Teil um 2 m. Diese Niveau-Absenkungen sollten die funktionellen Unterteilungen der Außenbereiche optisch unterstreichen und

psychisch die richtige Atmosphäre vermitteln (öffentlich = sich offen darlegend, sich zeigend; privat = bergend, sich zurückziehend).

Das Einbringen des Elementes Wasser

Luft, Wasser, Erde, die drei Naturelemente, die unser Leben ermöglichen und bestimmen, gehören untrennbar zusammen. Wo Leben ist, ist auch Wasser, wenn man ein Stück Natur zeigen will, ist Wasser nicht wegzudenken. Wasser durchquert die Außenanlagen des Wohnheimes. Auf dieser Art ein Stück vollkommene Natur erzeugend, Bereiche durchschreitend und durch seine Abtreppungen Bereiche begrenzend.

Das Wasser wird aus dem nahegelegenen Hilmteich gewonnen und in den tiefer liegenden Bach geleitet.

III) Das Gebäude

1) Zum grundsätzlichen Konzept:

Es wurde aus folgenden Gründen eine Gebäudegröße gewählt, die in etwa 60 - 70 Insassen beherbergt:

- Die Umgebung besteht, wie schon vorher erwähnt, teilweise aus Einfamilienhäuser, teilweise aus Hochhäuser, die reinen Wohnungscharakter haben. Als Bindeglied zwischen diesen zwei extremen Gebäudegrößen bietet sich eine Baumasse an, die ca. 3 bis 4 Geschoße hoch ist und eine gewisse Höhenstaffelung schafft.
- Aus psychischer Sicht ist diese Belegschaftsgröße noch überschaubar und sie ist auch nicht zu klein, also herrscht noch ein gutes Verhältnis zwischen Gemeinschaftseinrichtungen und Wohnungen.

Als Baukörper-Orientierung wurde SW-NO gewählt, da die SW-orientierten Wohnungen die beste und längste Sonnenbestrahlung genießen können.

Der lange Baukörper wurde um ein Gelenk, das Eingangshalle und Verkehrsbereiche enthält, abgebrochen und etwas geknickt, um einer etwaigen zu großen Dominanz der Umgebung gegenüber vorzubeugen. Die Wohngeschoße ragen über das Erdgeschoß hinaus und lassen den Baukörper dadurch leichter erscheinen, eine gewisse boden-verwurzelte Schwere und Strenge wird durch die Säulen genommen, die die Wohngeschoße tragen.

Zur Konstruktion ist folgendes zu sagen: das Erdgeschoß ist ein Mauern-Massen-Bau, die Wohngeschoße bestehen aus einer Beton-Skelett-Konstruktion mit konstanten Rahmenabständen und vorgehängten Alu-Fassaden. (Aufbau der Außenwände: 17 cm Hochlochziegel, 10 cm Wärmedämmung, vorgehängte Alu-Paneele mit Hinterlüftung.)

Der letzte Rahmen Richtung Hochhäuser streckt sich wie ein Bügel über einen Teil des 3-stöckigen Gebäudes und trägt die Wohnung im 4. OG.

Die verschiedenen Funktionen, die das Erdgeschoß (= Gemeinschaftsgeschoß) und die darüberliegenden Geschoße (= Wohngeschoße) haben, werden durch die verschiedenen Bauweisen nach außen hin ebenfalls sichtbar gemacht (Mauermassenbau - Skelettbau).

Zur Organisation des Heimes:

Es wird in studentischer Selbstverwaltung betrieben und es werden keinerlei Unterschiede zwischen Geschlechter, Alter, Nationalität oder irgendwelchen sozialen Gruppierungen vorgenommen.

2) Zu den Gemeinschaftsbereichen:

Der Großteil der Gemeinschaftseinrichtungen befindet sich im Erdgeschoß. Eine Cafeteria mit Bar, Lesecke und Billardtisch dient als großer Gemeinschaftsraum, als zentraler Studententreffpunkt. Die Form des öffentlichen Platzes, der Kreis, wurde hier aufgegriffen und als Kreissegment zur Form des Raumes gemacht. Durch die Weiterführung der Form wird auf den Zusammenhang der Funktionen hingewiesen: Zusammen treffen von Menschen, ruhiges Beisammensein, Gestalten der Freizeit, Geselligkeit. Die Bar, die als Möbel mit halbkreisförmigem Lagerraum hineingestellt wird, sollte von Studenten betrieben werden und gleichzeitig einen Ersatz für die fehlende Portiers-Loge bieten.

Ebenfalls im Erdgeschoß befindet sich ein Zeichensaal, der Technik-Studenten ein ungestörtes Arbeiten ermöglichen soll. Neben dem Zeichensaal wurde ein Gymnastik- und Fitnessraum untergebracht. Durch verschiebbare Trennwände kann man nach Bedarf der Belegschaft die zwei Räume zusammenfassen und eine Funktion weglassen. (Z.B. bei Mangel an Technik-Studenten wird der Zeichensaal zugunsten eines größeren Gymnastikraumes aufgelassen.) Die übrigen Räume: Lernzimmer, Büro, Archiv.

Aus der Weigerung heraus, die Musikstudenten in den Keller zu verbannen, entstand das Prinzip, ihnen einige Übungsräume im Garten zu geben, die man wie Möbel in eine äußere umschließende Hülle hineinstellt und dadurch auch eine verbesserte Schalldämmung erreicht. Die starke Verbindung der Künstler zur Natur wird durch dieses System unterstrichen.

Eine Kinderkrippe soll die Kinder der Studenten während Vorlesungen oder Lernzeiten der Eltern aufnehmen. Durch die

Lage außerhalb des Hauptgebäudes bietet sich die Krippe an, öffentlich betrieben zu werden und dadurch auch anderen Studenten zu helfen, die ihre Kinder hier ungezwungen für bestimmte Zeiten abgeben können.

3) Zu den Wohnungen:

Wichtigster Leitgedanke beim Entwurf der Wohnungen war die Bemühung, einer möglichst großen Vielfalt der Charaktere die entsprechende Hülle zu bieten. In diesem Wohnheim sollen Einzelgänger sowie Gemeinschaftshungrige, Alleinstehende sowie Studentenpaare, Eltern und Kinder Wohnungen und Einrichtungen vorfinden, die ihren Bedürfnissen Genüge leisten. Die Wohnungsgrößen reichen von 1-Mann-Garconnieren bis zu den großen Wohngemeinschaften, die bis zu 4 Bewohner aufnehmen können. Die Bereiche, die ausschließlich (nach Typ "Stundenhotel") aus 1-Mann-Einheiten bestehen, haben erweiterte Gangbereiche mit je einer Gemeinschaftsküche pro Geschoß, öffentliche kleine Leseplätze (z.B. für gemeinsame Zeitungsbestellungen), und einem je nach Wunsch abtrennbaren, kleinen Gemeinschaftsraum, der auch als Lernzimmer benützt werden kann. (Sich nach den jeweiligen Bedürfnissen der Bewohner richtend.) In den größeren Wohnungen kommen Studenten unter, die engere Wohngemeinschaften suchen, oder Paare mit oder ohne Kind, bzw. Alleinerzieher. Der Zugang ins Freie wird teilweise durch private, kleine Balkone, teilweise durch Gemeinschaftsbalkone und durch die Dachterrasse gewährleistet. Besonders wichtig erscheint mir der Umstand, daß die Wohnungen nicht fix eingerichtet werden. Eine bestimmte Möbelauswahl wird zur Verfügung gestellt, diese Möbel können gebraucht werden oder auch nicht, je nach Bedarf und Fantasie der Benutzer. Ein großer Möbellagerraum im Keller nimmt die nicht gebrauchten und frei zur Verfügung stehenden Möbel auf. Private, nicht mehr

verwendete Möbel können hier auch deponiert werden, als Grundstock für die zukünftigen Heimbewohner.

Die Oberfläche der Wohnungstrennwände soll den Studenten die Möglichkeit bieten, sie nach eigenem Wunsch zu gestalten und zu bemalen.

Kurz zusammengefaßt: man soll die eigene Wohnung frei und ungezwungen gestalten können.

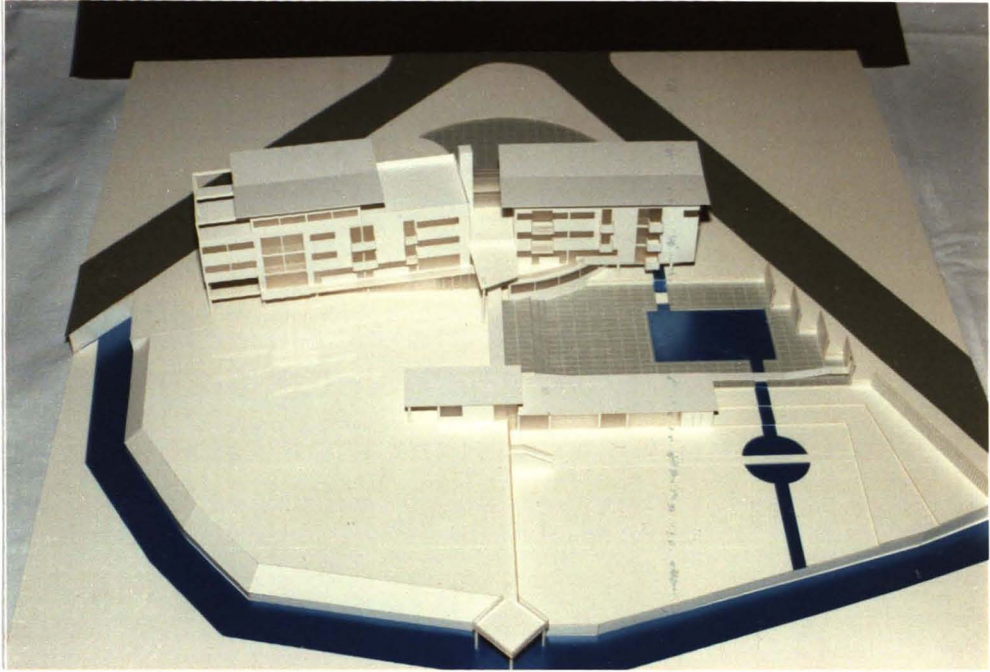
Die Zimmer sind grundsätzlich für je 1 Person konzipiert. (Mit Ausnahme von Zimmern, die in den Plänen extra angegeben werden.) Aber da die Zimmereinrichtung nicht fix angegeben wird (sondern nur in Form eines unverbindlichen Vorschlages), ist es durchaus denkbar, daß sie auch von je zwei Studenten bewohnt werden können, falls sie mit den beengten Platzverhältnissen einverstanden sind. Insofern ist die Zahl der Belegschaft flexibel, da es vom Einzelnen persönlich abhängt, wie er wohnen möchte.

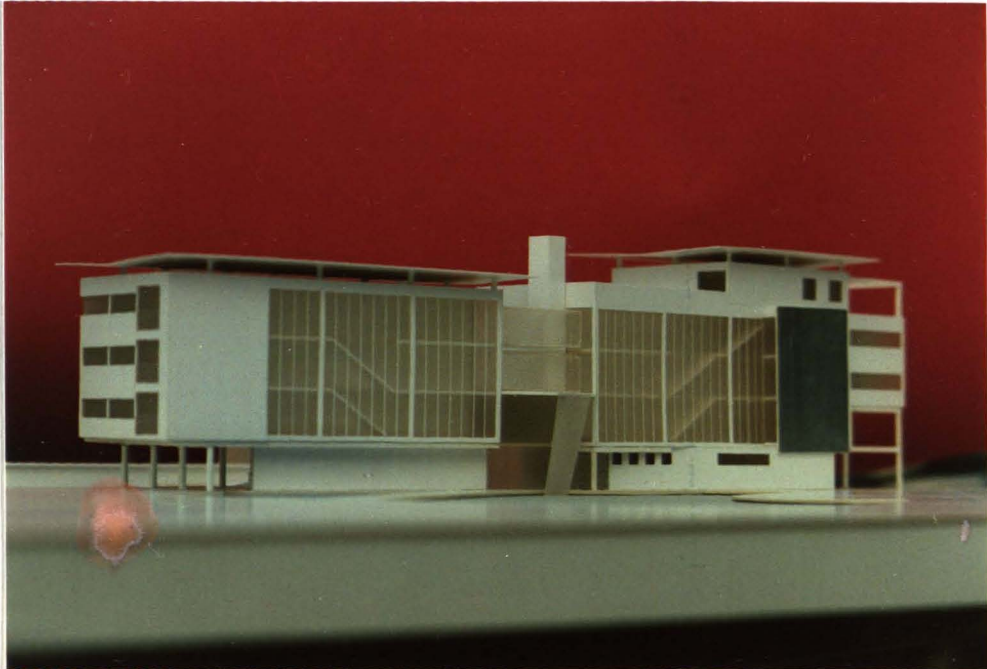
Die Zahl der Kinder, die die Wohnungen mitbenützen könnten, ist auch sehr variationsfähig, denn theoretisch könnte in jede Einheit ein Student mit Kind einziehen. Die unterste mögliche Einwohnerzahl: 56 Erwachsene, 0 Kinder.

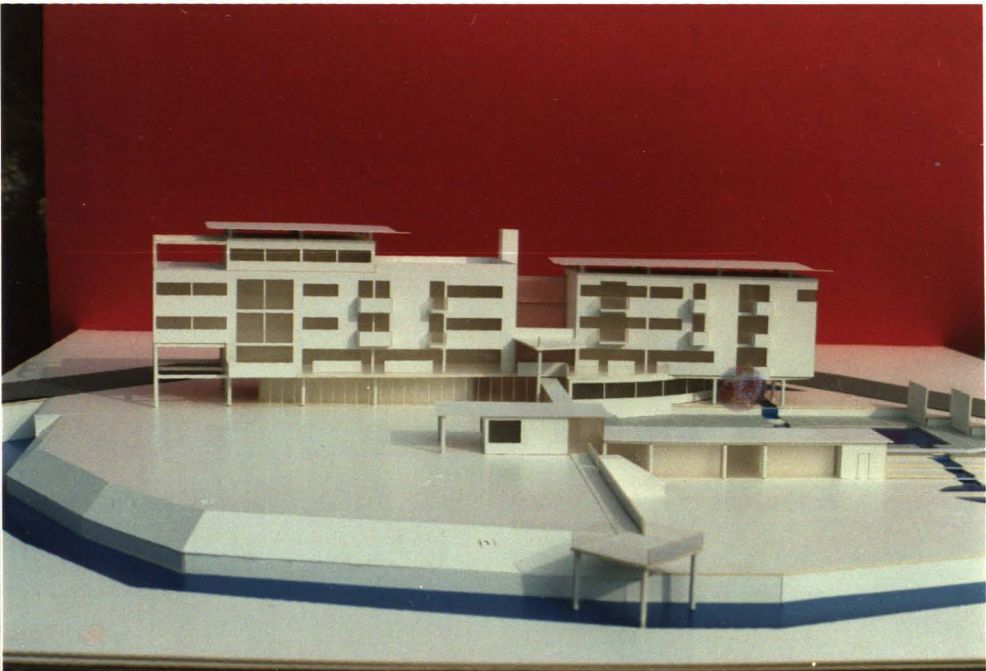
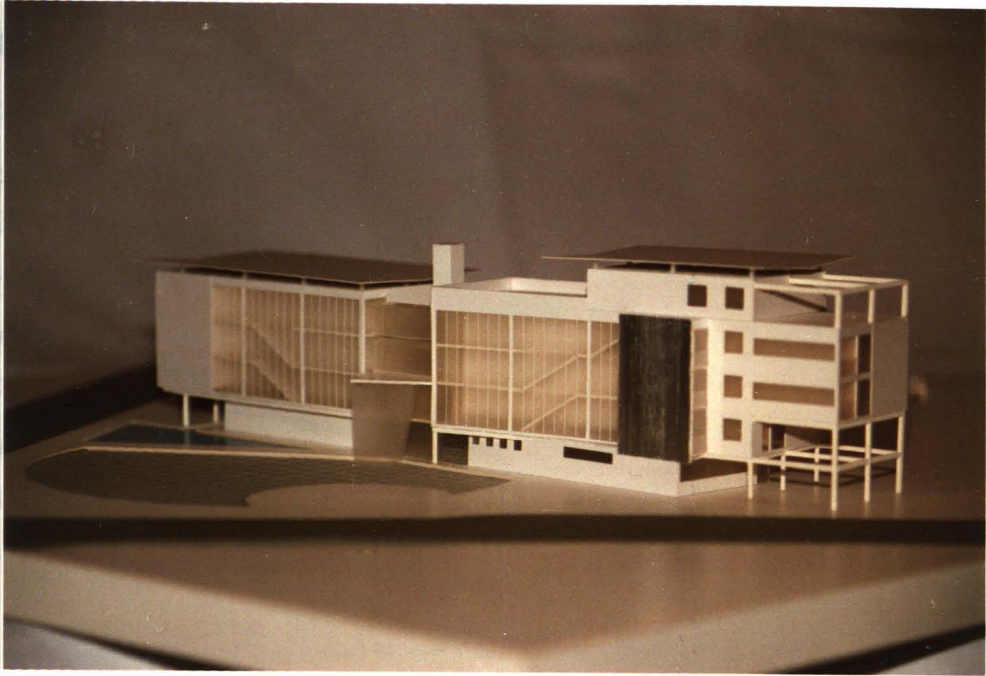
4) Zu den Fahrzeug-Abstellplätzen:

Entlang der Hilmgasse werden genügend Fahrrad- und Moped-Abstellplätze angeboten. Im Eingangsbereich des Heimes befindet sich ein Kinderwagen-Abstellraum.

Für siedelnde Studenten werden einige Auto-Abstellplätze konzipiert, ansonsten werden Autos nicht berücksichtigt, aus Gründen der immer schlechteren Grazer Luftverhältnisse, aus ästhetischen sowie aus sozialen Gründen. (Man gibt entweder jedem oder keinem einen Autoabstellplatz; da aber riesige gepflasterte PKW-Stellflächen kein einladender Anblick sind, verzichtet man in diesem Fall darauf, zugunsten unberührter natürlicher Umgebung!)

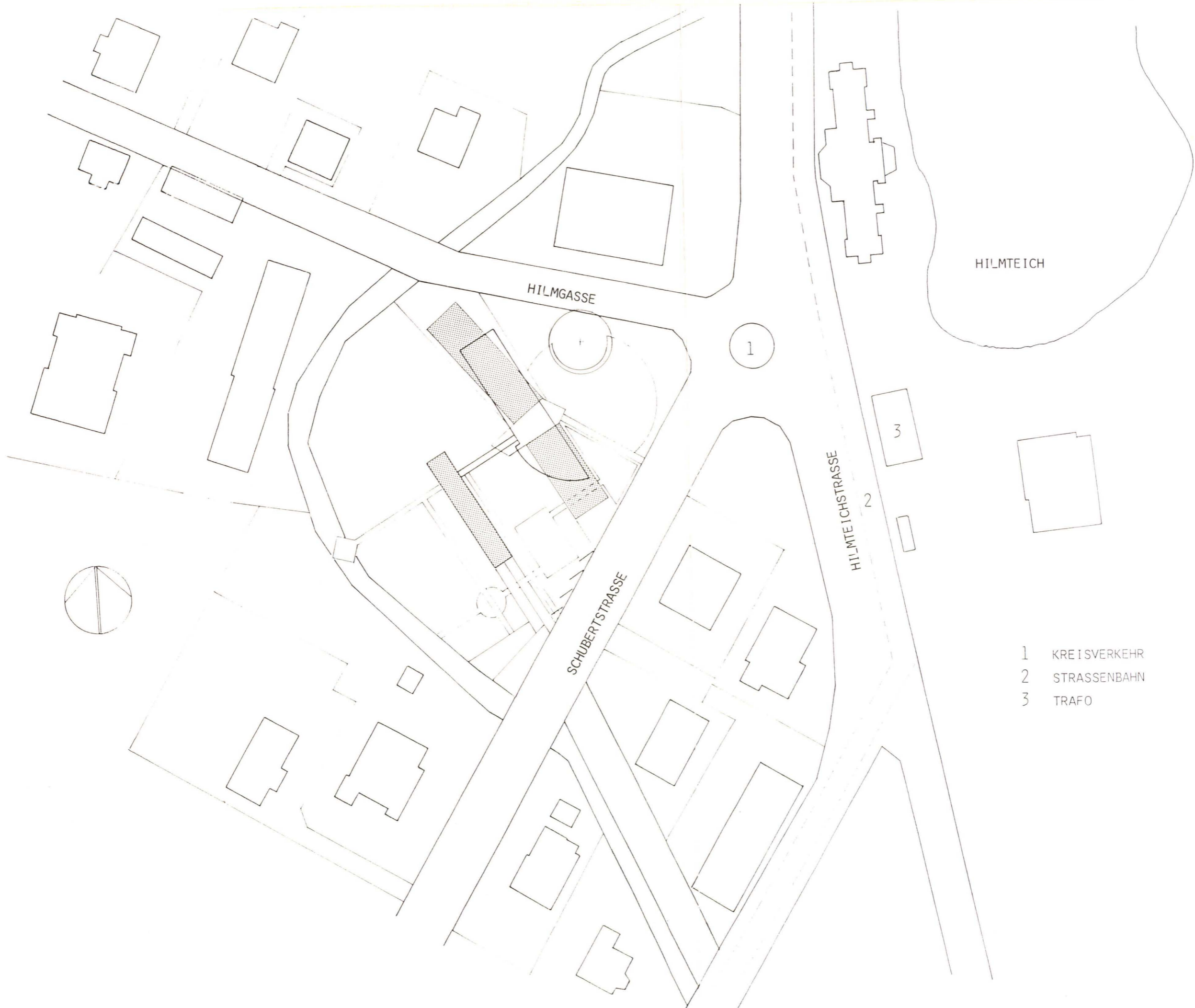






Literaturnachweis:

- 1) GA Documents 1970 - 1980
- 2) DB 1972/1
- 3) Lucien Kroll - Bauten und Projekte
Verlag: Hatje Stuttgart
- 4) Achleitner Friedrich
Österr. Architektur im 20. Jahrhundert
Residenz-Verlag
- 5) Studentenheime - Entwurf und Planung 21
München - Callwey



HILMTEICH

HILMGASSE

1

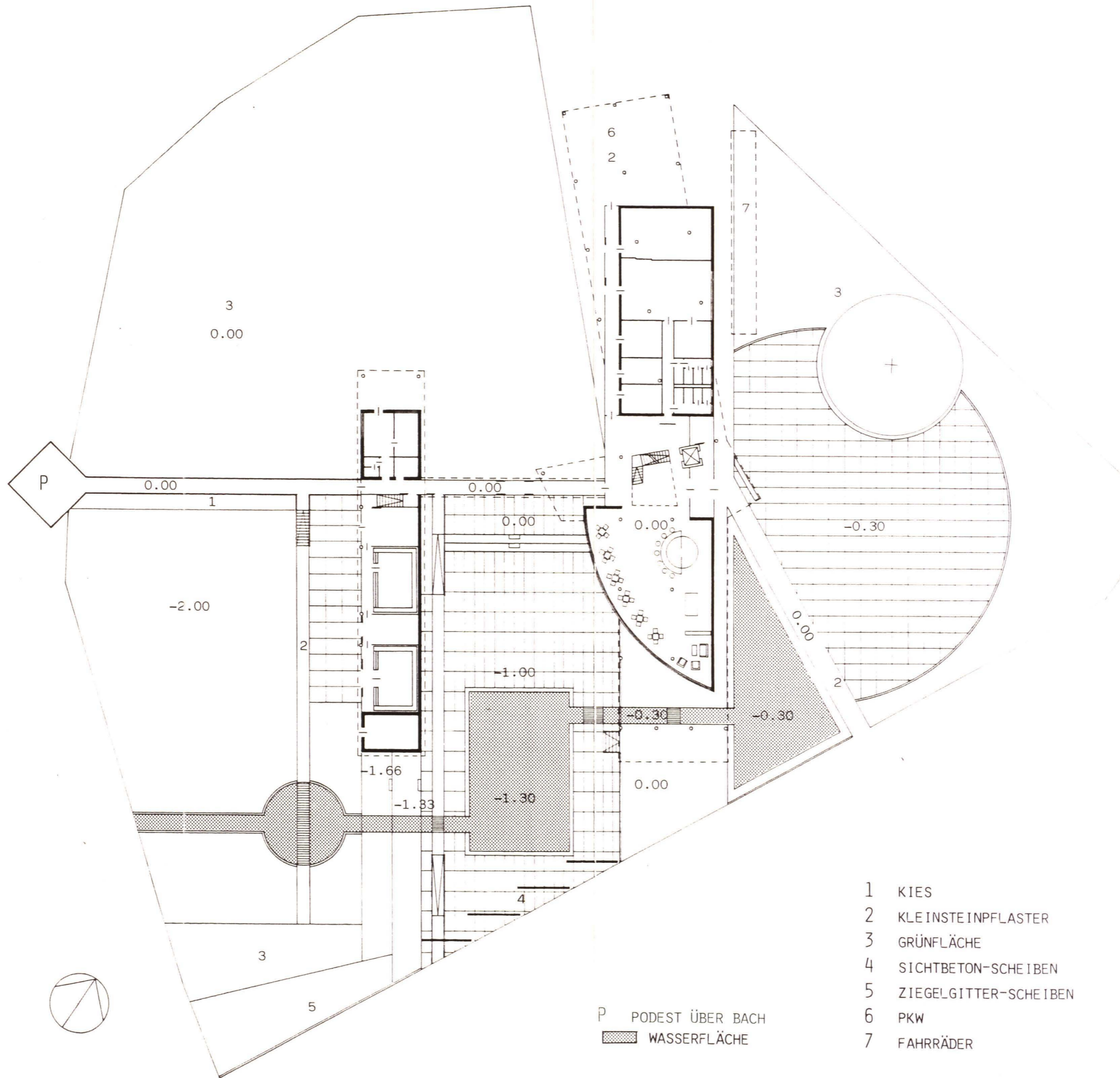
3

HILMTEICHSTRASSE

2

SCHUBERTSTRASSE

- 1 KREISVERKEHR
- 2 STRASSENBAHN
- 3 TRAFU

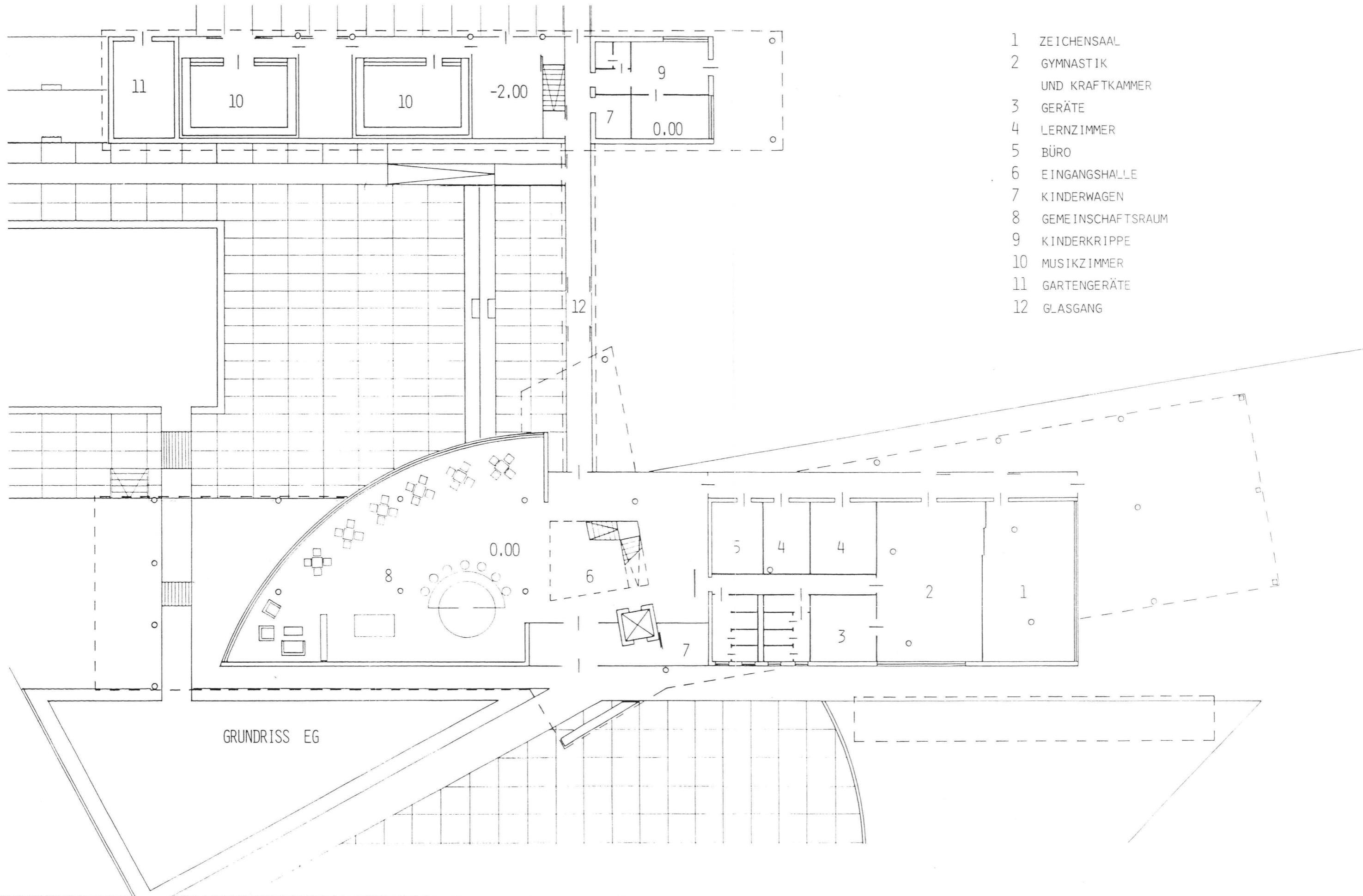


LAGEPLAN - AUSSENANLAGEN

0 10

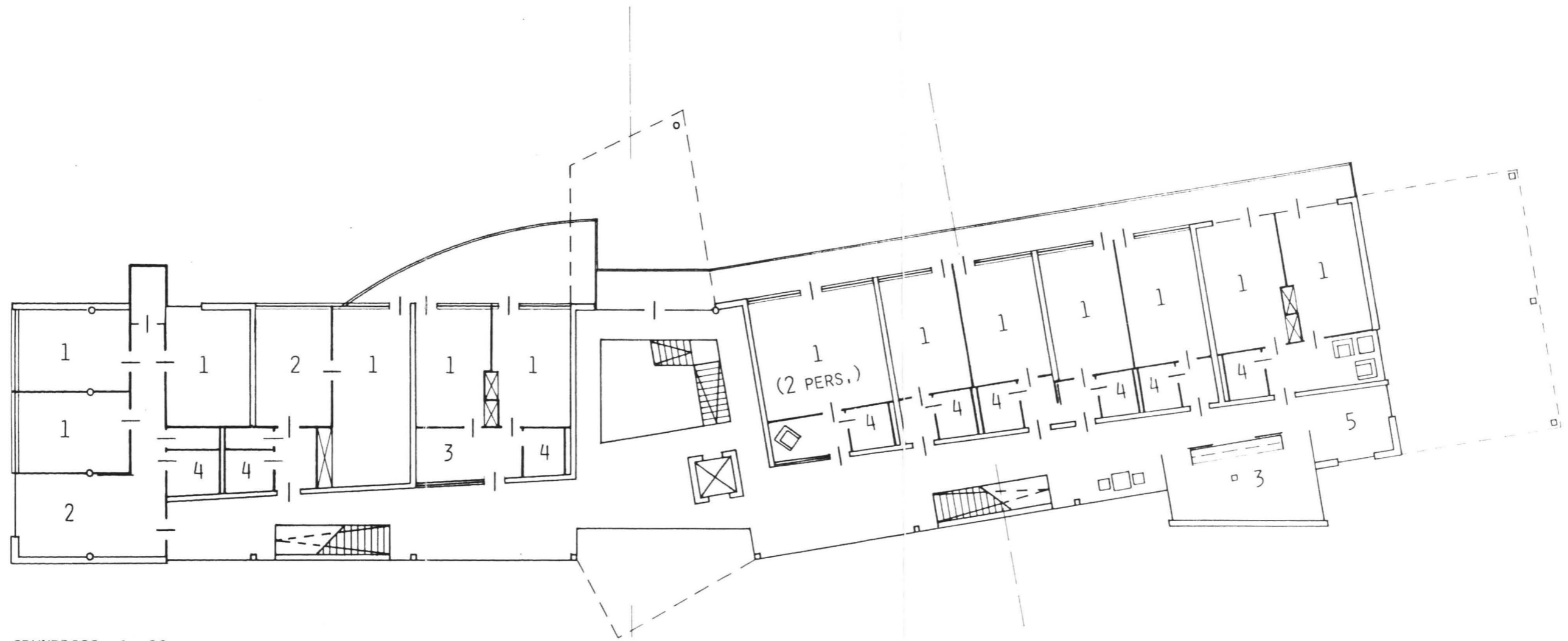


- 1 KIES
 - 2 KLEINSTEINPFLASTER
 - 3 GRÜNFLÄCHE
 - 4 SICHTBETON-SCHEIBEN
 - 5 ZIEGELGITTER-SCHEIBEN
 - 6 PKW
 - 7 FAHRRÄDER
- P PODEST ÜBER BACH
 WASSERFLÄCHE



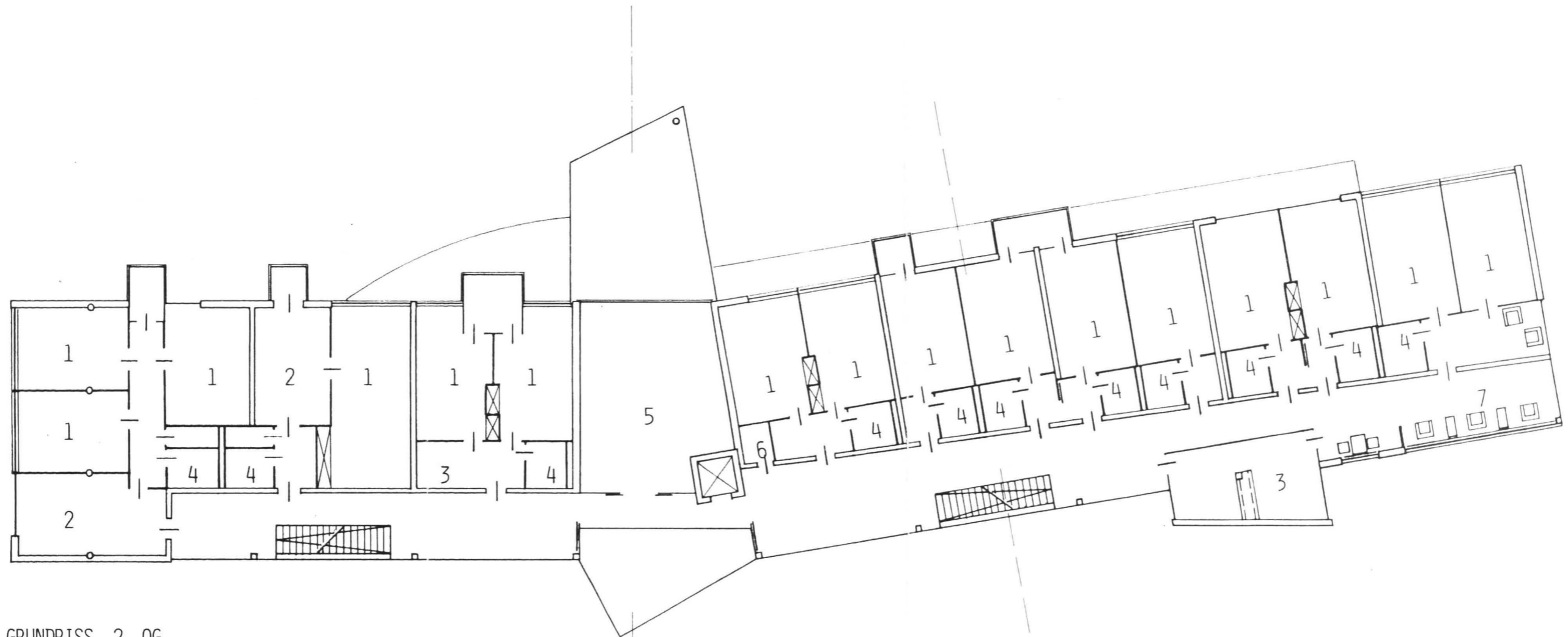
- 1 ZEICHENSAAL
- 2 GYMNASTIK
UND KRAFTKAMMER
- 3 GERÄTE
- 4 LERNZIMMER
- 5 BÜRO
- 6 EINGANGSHALLE
- 7 KINDERWAGEN
- 8 GEMEINSCHAFTSRAUM
- 9 KINDERKRIPPE
- 10 MUSIKZIMMER
- 11 GARTENGERÄTE
- 12 GLASGANG

GRUNDRISS EG



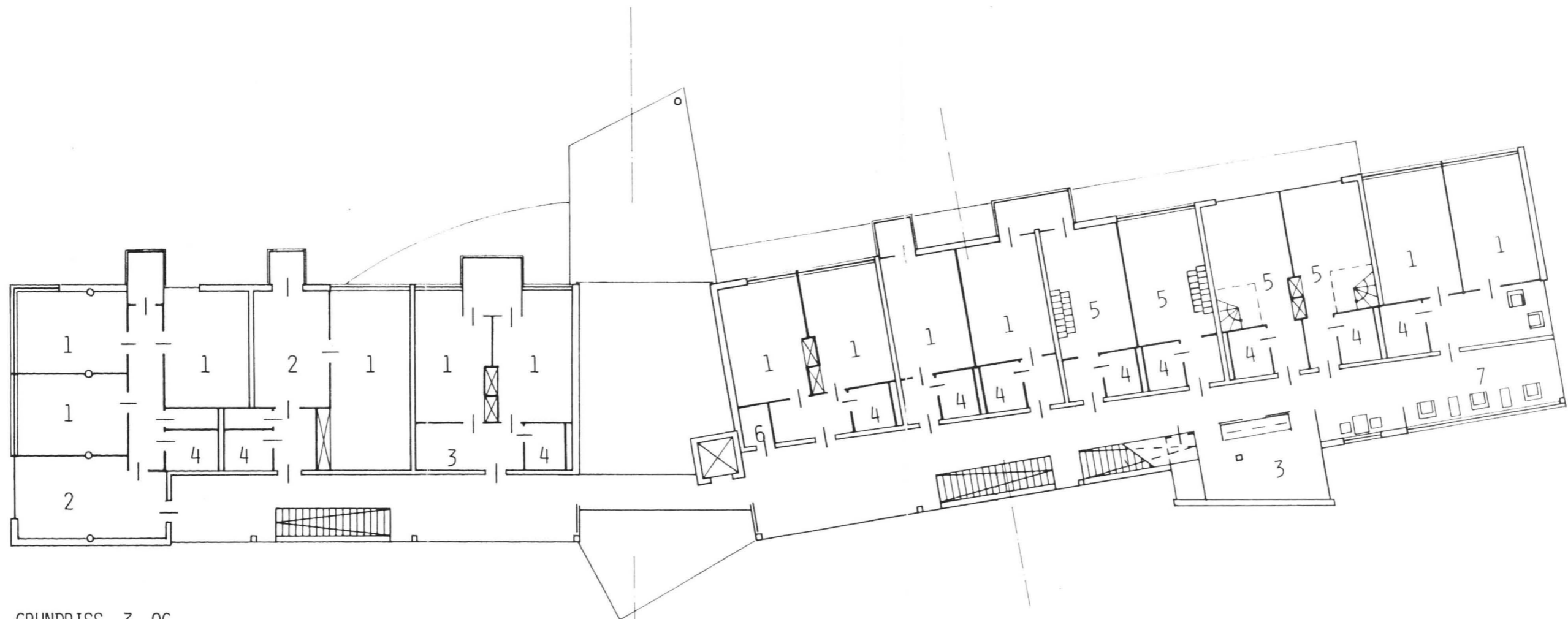
GRUNDRISS 1. OG

- 1 ZIMMER
- 2 WOHNRAUM UND KÜCHE
- 3 KÜCHE
- 4 BAD
- 5 GEMEINSCHAFTSRAUM



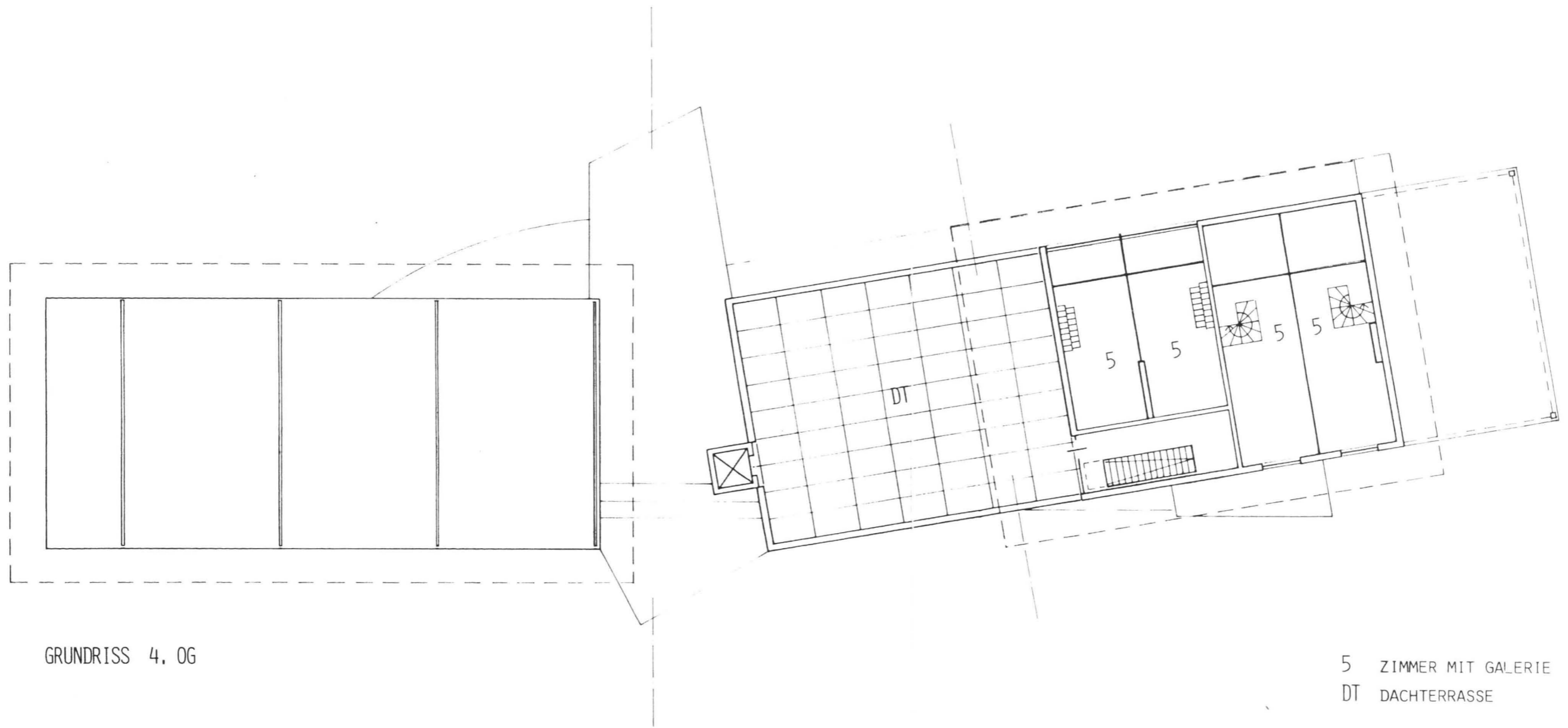
GRUNDRISS 2. OG

- 1 ZIMMER
- 2 WOHNRAUM UND KÜCHE
- 3 KÜCHE
- 4 BAD
- 5 TERRASSE
- 6 ABSTELLRAUM
- 7 LESEPLÄTZE



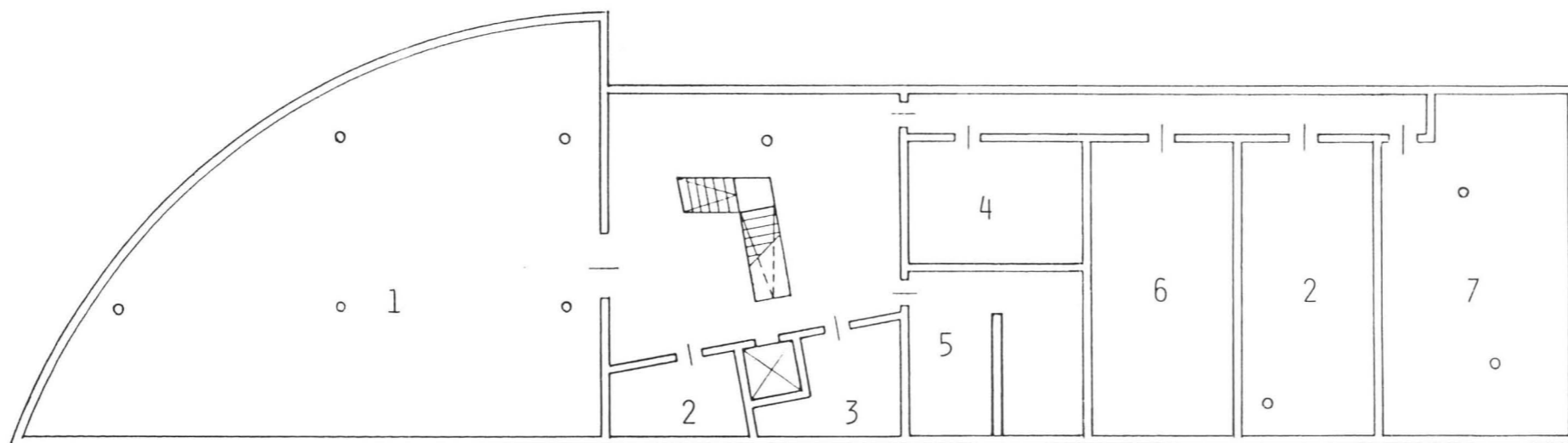
GRUNDRISS 3. OG

- 1 ZIMMER
- 2 WOHNRAUM UND KÜCHE
- 3 KÜCHE
- 4 BAD
- 5 ZIMMER MIT GALERIE
- 6 ABSTELLRAUM
- 7 LESEPLÄTZE



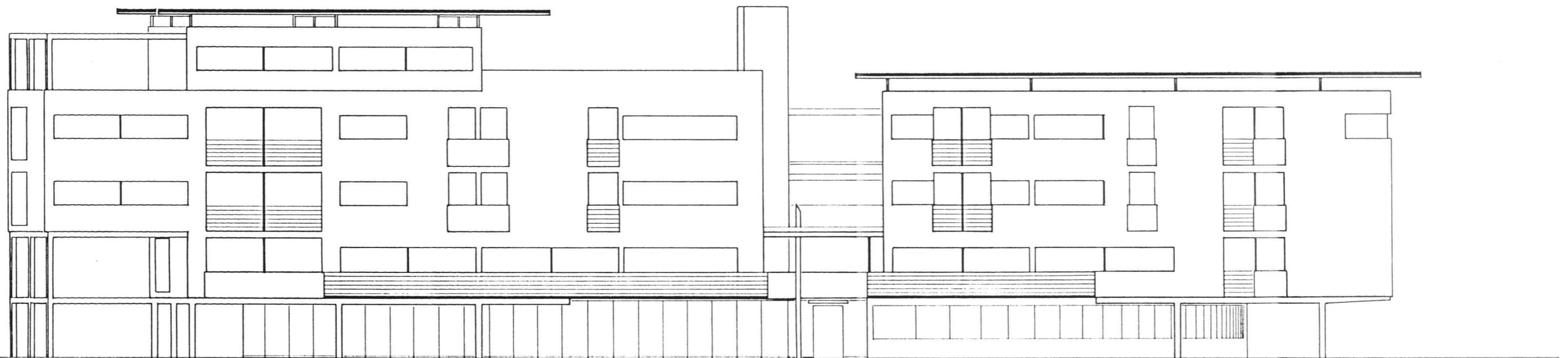
GRUNDRISS 4. OG

5 ZIMMER MIT GALERIE
 DT DACHTERRASSE

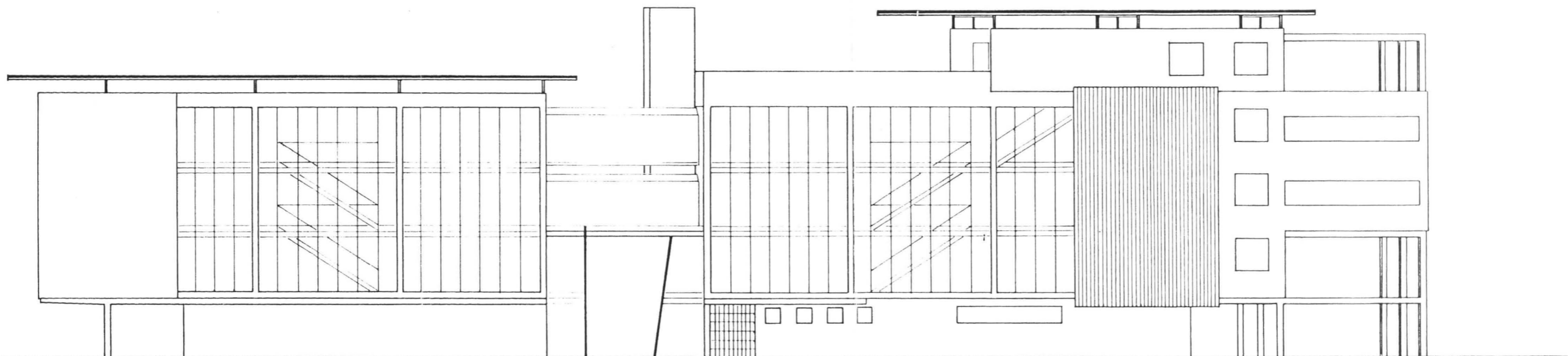


GRUNDRISS KELLER

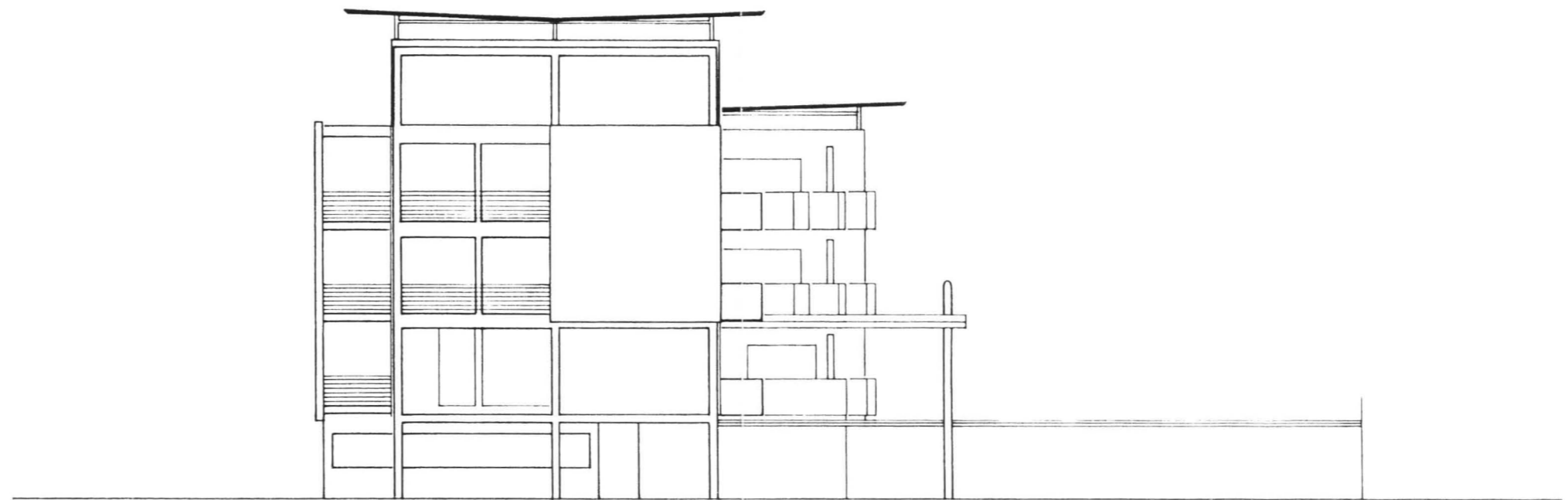
- 1 MÖBELLAGER
- 2 KELLER
- 3 MASCHINENRAUM
- 4 HAUSTECHNIK
- 5 WASCHKÜCHE
- 6 WERKSTATT
- 7 SCHUTZRAUM



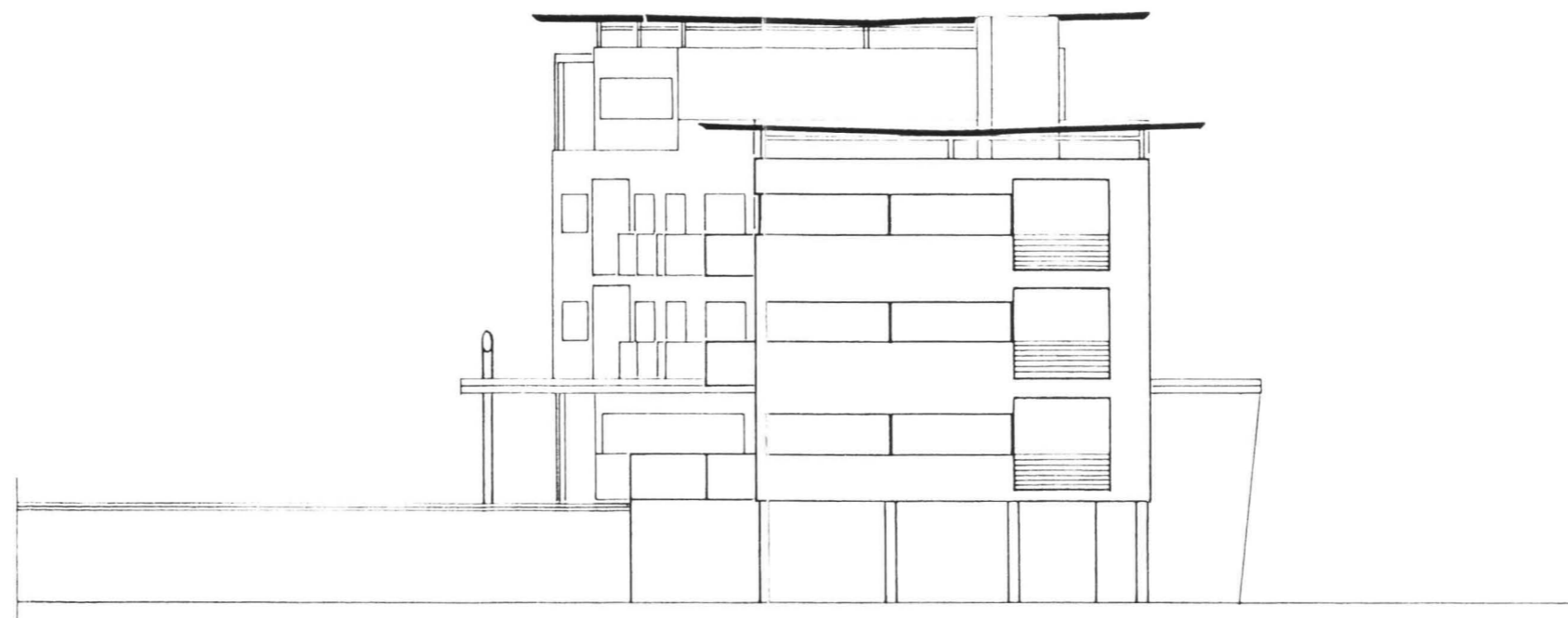
SÜDWEST - ANSICHT



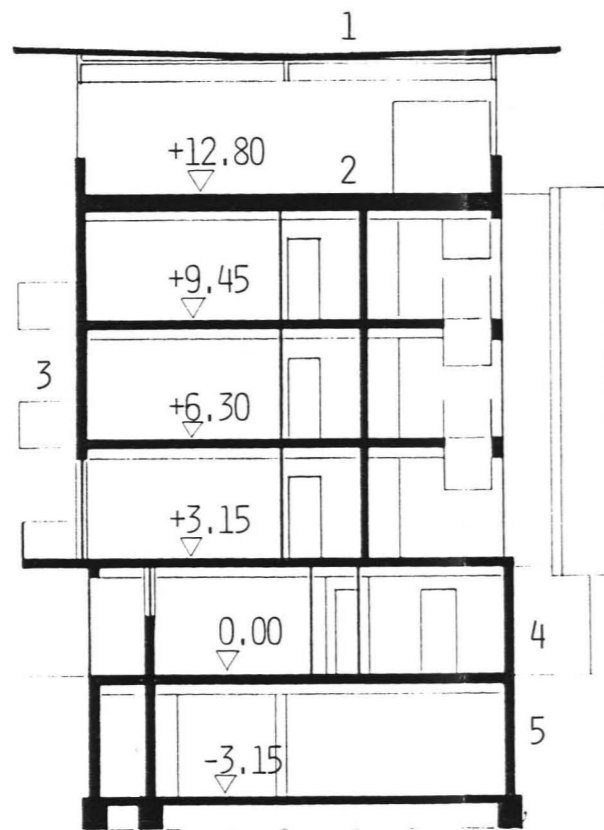
NORDOST - ANSICHT



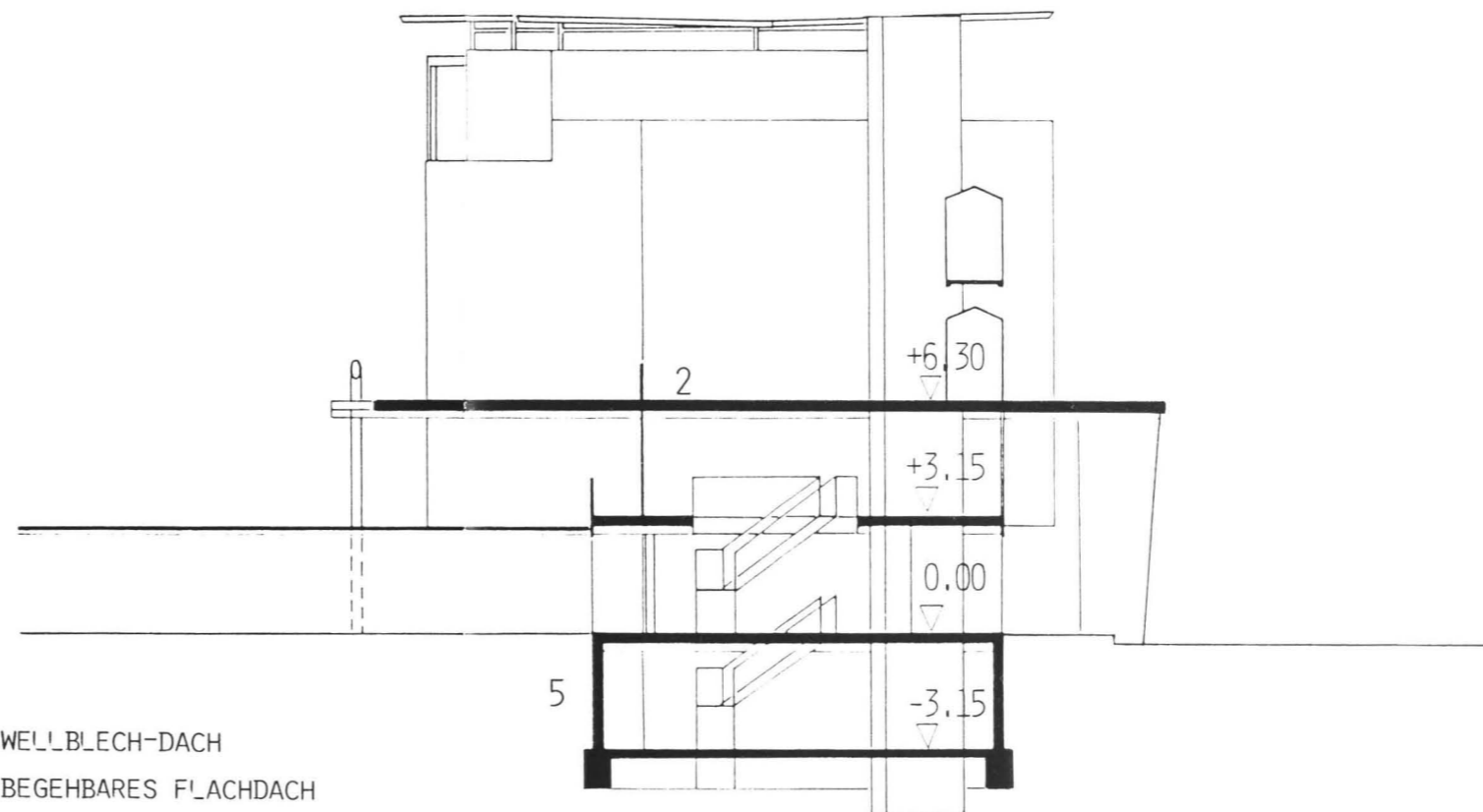
NORDWEST - ANSICHT



SÜDOST - ANSICHT



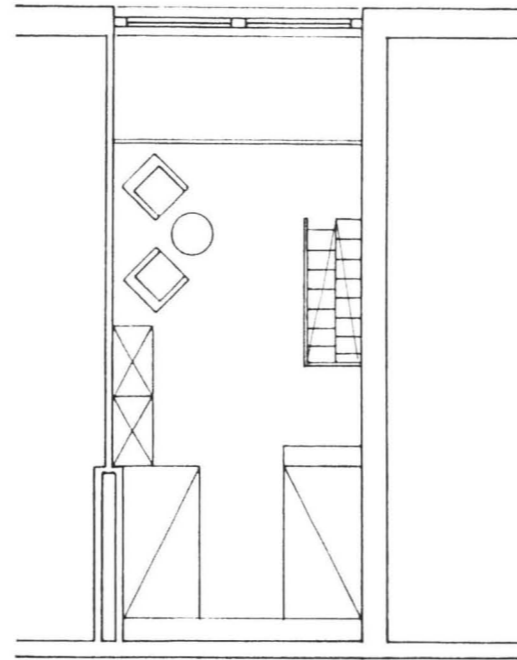
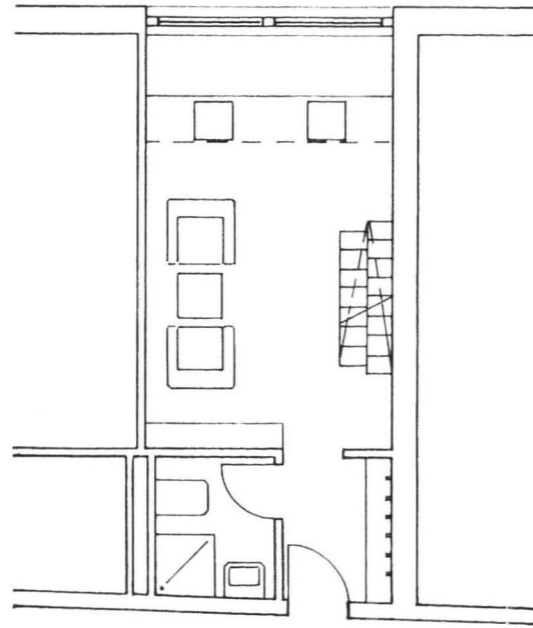
SCHNITTE



- 1 WELBLECH-DACH
- 2 BEGEBARES FLACHDACH
- 3 STB-SKELETT MIT ZIEGEL-
AUSFACHUNG UND VORGEHÄNGTER ALUFASSADE
- 4 ZIEGELMAUERWERK
- 5 STB-KELLERWAND

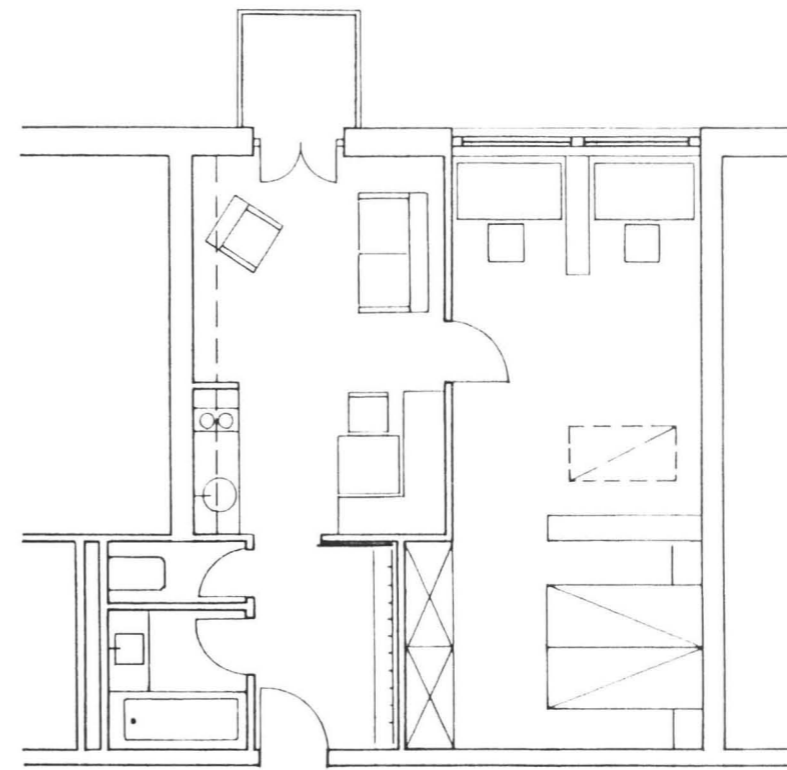
ZIMMER MIT GALERIE
FÜR 2 PERSONEN

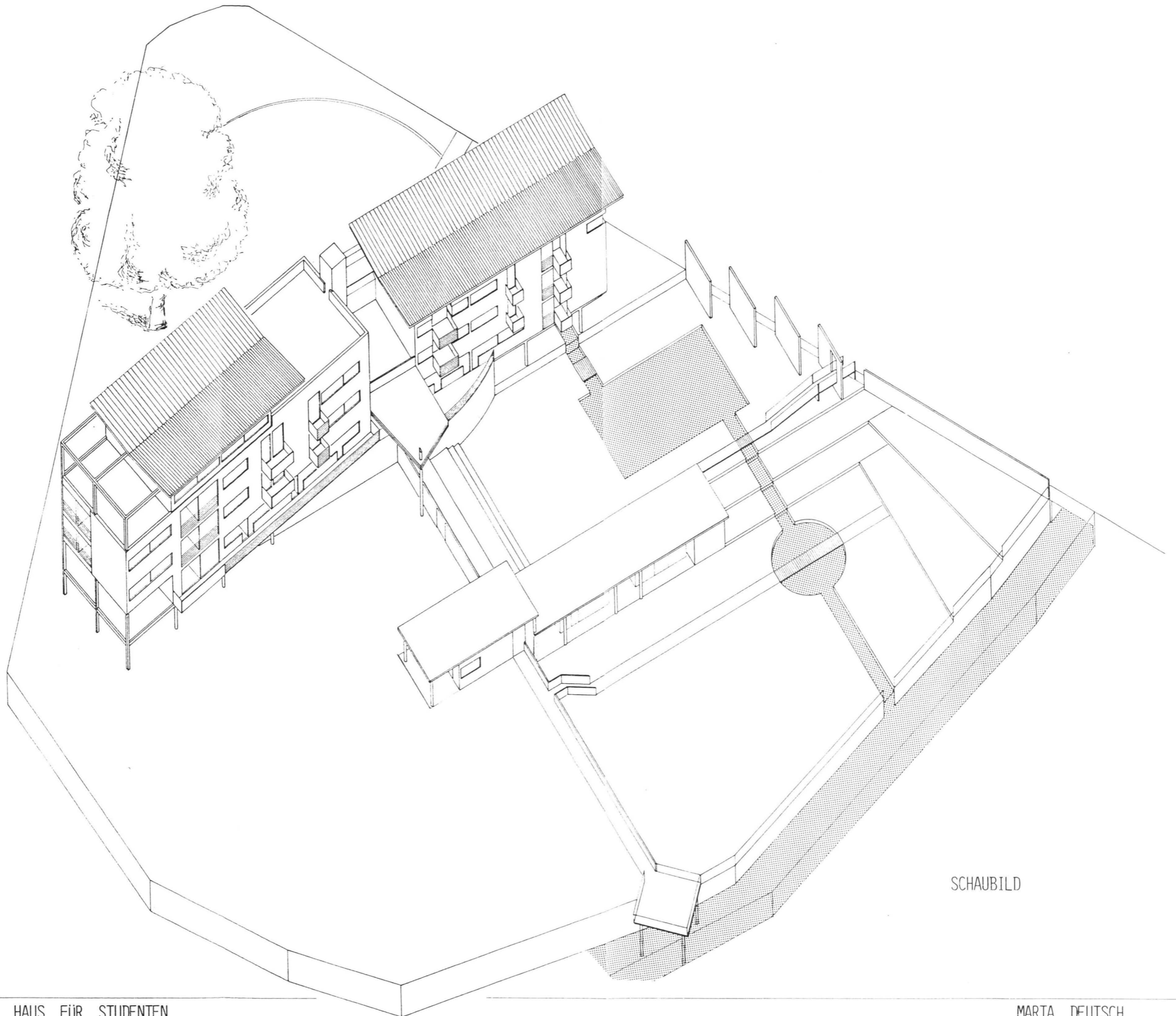
GESAMT 45.30 m²



WOHNUNG FÜR PAAR

(MIT KIND) GESAMT 54.05 m²





UB
TUG

SCHAUBILD

FÄLLIG AM:

8. Jan. 2003

4. JUNI 20

Auszug aus der ENTLEHNORDNUNG:
Leihfrist längstens 30 Tage. Eine Verlängerung ist vor Ablauf der Frist anzusprechen. Um pünktliche Einhaltung der Leihfristen wird ersucht! Volle Haftung des Entlehners für Verlust und Beschädigung von Büchern. Weitergabe entlehnter Werke an andere Personen ist nicht gestattet.

